



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Hoffmann's sämtliche Werke

**Hoffmann, E. T. A.**

**Paris, 1841**

Die Doppelgänger.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

# Die Doppelgänger.

## Erstes Capitel.

Der Wirth zum silbernen Lamm riß seine Mühe vom Kopf, warf sie auf die Erde und rief, mit beiden Füßen darauf herumstampfend: „So — so — trittst Du alle Rechtschaffenheit, alle Tugend, alle Nächstenliebe mit Füßen, Du ehrvergessener Gevatter, Du gottloser Wirth zum goldenen Bock! — Hat der Kerl nicht lediglich mir zum Lort seinen verwünschten Bock über dem Thor mit schweren Kosten so gleichend neu vergülden lassen, daß mein niedliches silbernes Lämmlein nun ganz ärmlich und bleich dagegen absteht, und alle Gäste mir vorbei nach dem funkelnden Thiere ziehen? — Alles mögliche Gesindel von Seiltänzern, Comödianten und Taschenspielern reißt der Spießbube an sich, damit sein Haus nur immer von Menschen wimmle, die sich erlustren und seinen essigsäuren doppelt geschweiften Wein saufen, statt daß ich meinen vortreflichen Hochheimer und Nierenkeiner selbst austrinken muß, um ihn nur los zu werden an einen Mann, der ächten Wein zu schätzen weiß. Kaum verläßt die Comödiantenbande den vertrakten Bock, als die kluge Frau einkehrt mit dem Raben, und Alles strömt wieder hin und läßt sich wahrzagen und ruiniert sich mit Essen und Trinken. Und wie der heillose Nachbar oft seine Leute, die bei ihm einkehren, behandeln mag, kann ich mir wohl denken, denn der junge hübsche Herr, der erst vor wenigen Tagen dort war und heute zurückkam, ist doch richtig nicht bei ihm, sondern bei mir eingekehrt. — Aber er soll auch bedient werden fürstlich. — Ach! — Ach! Teufel! — Da geht er ja hin, der junge Herr, nach dem goldenen Bock — die verfluchte weise Frau, die wird er sehen wollen. Es ist Mittagszeit — der Hochwohlgeborne strebt nach dem goldenen Bock — verschmäht alle Speisung des silbernen Lämmleins! — Gnädiger Herr! — Ihr Gnaden!“

So schrie der Wirth zum offenen Fenster heraus, aber Deobatus Schwendy (das war der junge Mann) überließ sich dem Strom der Menschenmenge, der ihn unaufhaltsam forttrieb in das unsern gelegene Wirthshaus.

Dicht gedrängt stand alles in Flur und Hofraum, ein leises erwartungsvolles Geflüster lief hin und wieder. Einzelne wurden in den Saal gelassen, andere traten heraus, bald mit verflörten, bald mit nachdenklichen, bald mit frohen Gesichtern.

„Ich weiß nicht,“ sprach ein alter ernster Mann, der sich mit Deobatus zugleich in eine Ecke gesüchtet hatte, „ich weiß nicht, weshalb diesem Unfug nicht von Obrigkeit wegen gesteuert wird.“ „Warum?“ fragte Deobatus. „Ach,“ fuhr der Mann fort, „ach! Sie sind fremd, Ihnen ist daher unbekannt, daß von Zeit zu Zeit ein altes Weib herkommt, die das Publikum äfft mit wunderbaren Prophezeihungen und Drakelsprüchen. Sie hat einen großen Raben bei sich, der den Leuten

über Alles, was sie wissen wollen, wahr- oder vielmehr falsch sagt. Denn ist es auch richtig, daß mancher Ausspruch des Raben eintrifft auf sonderbare Weise, so bin ich doch überzeugt, daß er dagegen hundertmal ins Gelag hineinlügt. Sehn Sie nur die Leute an, wenn sie herauskommen, und Sie werden leicht merken, daß das Weib mit dem Raben sie ganz und gar berückt. — Muß denn in unserm, dem Himmel sey Dank — aufgeklärten Zeitalter solch ein verderblicher Aberglaube?“

Weiter hörte Deobatus nichts von dem, was der in vollen Eifer gerathene Mann schwast, denn eben trat der hübsche Jüngling, todtenbleich, helle Thränen in den Augen aus dem Saal heraus, in den er vor wenigen Minuten heiter, frohlächelnd hineingegangen.

Da war es dem Deobatus, als sey hinter jenen Vorhängen, durch die die Menschen hineinschlüpfen, wirklich eine dunkle, unheimliche Macht verborgen, die dem Fröhlichen die unheilbringende Zukunft enthülle und so schadenfroh jeden Genuss des Augenblicks tödte.

Und doch stieg in ihm der Gedanke auf, selbst hinzugehen und den Raben darum zu befragen, was ihm die nächsten Tage, ja die nächsten Augenblicke bringen könnten. Auf geheimnißvolle Weise war Deobatus von seinem Vater, dem alten Amadeus Schwendy, aus weither Ferne nach Hohenflüh geschickt worden.

Hier auf die höchste Spitze des Lebens gestellt, sollte sich seine Zukunft entscheiden durch ein wunderbares Ereigniß, das ihm der Vater in dunkeln geheimnißvollen Worten verkündet. Mit leiblichen Augen sollte er ein Wesen schauen, das sich nur wie ein Traum in sein Leben verschlungen. Er sollte nun prüfen, ob dieser Traum, der aus einem, in sein Inneres geworfnen Funken immer frischer und strahlender emporsteigt, wirklich heraustreten dürfe in sein äußeres weltliches Treiben. Er sollte, — war dieses, eingreifen mit der That. — Schon stand er an der Thüre des Saals, schon wurden die Vorhänge gelüpfet. Er hörte eine niedrig krächzende Stimme, ein Eisstrom glitt durch sein Inneres; es war als dränge ihn eine unbekante Gestalt zurück, andere kamen ihm zuvor und so geschah es, daß er, ohne daran zu denken, unwillkürlich die Treppe emporstieg und in ein Zimmer gerieth, wo man das Mittagsmahl für die zahlreichen Gäste des Hauses bereitet hatte.

Der Wirth kam ihm freundlich entgegen. „Gut da! Herr Haberland! — Nun das ist schön. Sind Sie gleich da drüben in dem schlechten Hause, in dem silbernen Lamm eingekehrt, so können Sie sich doch nicht der weltberühmten Wirthstafel des goldenen Bocks entziehen. Ich habe die Ehre, diesen Platz für Sie zu belegen.“

Deobatus merkte wohl, daß sich der Wirth in seiner Person irrte, allein ganz und gar befangen von der großen Unlust zu sprechen, die jede heftige Anregung aus dem Innern heraus erzeugt, ließ er sich nicht darein



auf ein, den Irrthum aufzuklären, sondern setzte sich stillschweigend an seinen Platz. Die weise Frau war der Hauptbestand des Tischgesprächs und es herrschten die verschiedensten Meinungen, indem manche alles für ein feilisches Gaukelspiel erklärten, andere dagegen ihr in der That die vollkommenste Erkenntniß der geheimnißvollen Verschlingungen des Lebens zutrauten und daraus der Scherzgabe herleiteten.

Ein kleiner, alter, etwas zu dicker Herr, der sehr oft aus einer goldnen Dose, nachdem er sie auf dem Rockärmel gerieben, Tabak nahm und dabei ungemein lang vor sich hinlächelte, meinte, der hochweise Rath, dessen geringes Mitglied zu seyn er die Ehre habe, werde bald der verdammten Here das Handwerk legen, vorzüglich weil sie eine Pflückerin sey und keine wahre menschliche Here. Denn daß sie jedes Lebenslauf in der That habe, und in nuce, wiewohl in absonderlichen Hinsicht stützten Redensarten, durch den Raben herbringen lasse, sey übrigens kein solch großes Kunststück. Wäre doch noch zum vorigen Jahrmarkt ein Maler und Bildhändler am Orte gewesen, in dessen Bude er jeder sein wohlgetroffenes Portrait habe finden können.

Alles lachte laut auf. „Das ist,“ rief ein junger Mann dem Deodatus zu, „das ist etwas für Sie, Herr Haberland. Sie sind ja selbst ein tüchtiger Portraitmaler, aber so hoch haben Sie ihre Kunst doch wohl nicht gesteigert!“

Deodatus schon zum zweitemal als Herr Haberland, so wie er nun vernommen, ein Maler seyn mußte, angesprochen, konnte sich eines innern Schauers nicht erwehren, indem es ihm plötzlich vorkam, als sey er mit seiner Gestalt und seinem Wesen der unheimliche Spießjens ihm unbekanntem Haberland. Aber bis zum Entschlichen wurde dieses innere Grauen gesteigert, als in dem Augenblick, noch ehe er dem, der ihn als Haberland angeredet, antworten konnte, ein junger Mann in Reisekleidern auf ihn zuströmte und ihn heftig in seine Arme schloß, laut rufend: „Haberland — lieber besser Georg, hab' ich Dich endlich getroffen! Nun können wir fröhlich unsern Weg fortwandern nach dem schönen Stalia! Aber Du siehst so blaß und verstört aus?“

Deodatus erwiderte die Umarmung des ihm unbekanntem Fremden, als sey er in der That der längst vermißte und erwartete Maler Georg Haberland. Er merkte wohl, daß er nun wirklich in den Kreis der wunderbaren Erscheinungen trete, die ihm sein alter Rabe in mancherlei Aeußerungen verkündet hatte. Er wollte sich hingeben allem dem was die dunkle Macht über ihn beschloßen. Aber jene Ironie des tiefsten Humors gegen fremde unerreichbare Willkür, in der man eigenes zu bewahren und zu erhalten strebt, ergriff ihn gewaltig. In verzehrendem Feuer erglühete hielt er den Fremden fest bei beiden Armen und rief: „Si Du unbekannter Bruder, wie sollt ich nicht confus aussehn, da ich so eben mit meinem Ich in einen andern Menschen gefahren bin, wie in einen neuen Ueberzug, der hin und wieder zu eng ist oder zu weit, der mich deckt und preßt. Si Du mein Junge, bin ich denn nicht wirklich der Maler Georg Haberland?“

„Ich weiß nicht,“ sprach der Fremde, „wie Du mir heute vorkommst, Georg. Bist Du denn wieder einmal von Deinem wunderlichen Wesen befangen, das über Dich kommt wie eine periodische Krankheit? Ueberhaupt wollt' ich fragen, was Du denn mit all' dem unverständlichen Zeuge sagen willst, das Deinen letzten Brief ausfüllt.“

Damit holte der Fremde einen Brief hervor und schlug ihn aus einander. So wie Deodatus hineinblickte,

schrie er auf, wie von einer unsichtbaren feindlichen Macht schmerzhaft berührt. Die Handschrift des Briefes war ja ganz genau seine eigene.

Der Fremde warf einen raschen Blick auf Deodatus und las dann langsam und leise aus dem Briefe:

„Ach lieber Kunstbruder Berthold! Du weißt nicht, welch eine düstere, schmerzende und doch wohlthuende Schwermuth mich befangt, je weiter ich fortwandere. Solltest Du es wohl glauben, daß mir meine Kunst, ja all' mein Leben, Thun und Treiben oft schaal und dürftig vorkommt? Aber dann erwachen süße Träume aus meiner fröhlichen frischen Jugendzeit. Ich liege in des alten Priesters kleinem Garten ins Gras hingestreckt und schaue hinauf, wie der holde Frühling auf goldenen Morgenwolken daher gezogen kommt. Die Blümlein schlagen, von dem Schimmer geweckt, die lieblichen Augen auf, und strahlen ihre Düfte empor, wie ein herrliches Loblied. Ach Berthold! — mir will die Brust zerpringen vor Liebe, vor Sehnsucht, vor brünstigem Verlangen! Wo finde ich sie wieder, die mein ganzes Leben ist, mein ganzes Seyn! — Ich gedanke Dich in Hohenfluh zu treffen, wo ich einige Tage verweile. Es ist mir, als müßte mir eben in Hohenfluh was besonderes begegnen; woher dieser Glaube, weiß ich nicht!“ —

„Nun sage mir,“ sprach der Kupferstecher Berthold — das war eben der Fremde — weiter, nachdem er diese gelesen, „nun sage mir nur, Bruder Georg, wie Du in frischer fröhlicher Jugend auf der vergnüglichen Reise nach dem Kunstlande solcher weichlicher Schwärmerei nachhängen magst.“

„Ja lieber Kunstbruder,“ erwiderte Deodatus, „es ist mit mir ein ganz tolles absonderliches Ding. So wie das nun gleich gar possierlich ist, daß ich recht aus der tiefsten Seele das geschrieben, was Du eben laest, und daß ich dennoch gar nicht der Georg Haberland bin, den Du!“ —

In dem Augenblick trat der junge Mann herein, der schon früher den Deodatus als Georg Haberland begrüßt hatte, und meinte, Georg habe Recht gethan, daß er der weisen Frau halber noch einmal zurückgekehrt sey. Er solle sich an all' das Geschwätz bei Tische gar nicht kehren, denn wollten auch die Weissagungen des Raben eben nicht viel bedeuten, so sey es doch höchst merkwürdig, wenn sie, die weise Frau, selbst auftrete, wie eine zweite Sibille oder Pythia, und in beinahe wilder Begeisterung räthselhafte Sprüche hersage, indem dumpfe geheimnißvolle Stimmen sie umtönen. Sie gebe heute in dem geräumigen Bosket des Gartens eine solche Darstellung, die Georg durchaus nicht versäumen müsse.

Berthold ging, um manches Geschäft, das ihm in Hohenfluh oblag, abzuthun. Deodatus ließ es sich gefallen, mit jenem jungen Manne ein paar Flaschen zu leeren und so die Zeit bis zum Sonnenuntergang hinzubringen.

Die Gesellschaft, die im Zimmer versammelt, brach endlich auf, um sich nach dem Garten zu begeben. Da strich auf dem Flur ein langer hagrer, vornehm gekleideter Mann, der eben angekommen zu seyn schien, bei ihnen vorüber. Im Begriff in die Zimmer hineinzutreten, wandte er sich noch einmal um, sein Blick fiel auf Deodatus und den Thürbrüder in der Hand, blieb er wie eingewurzelt stehen! Wildes Feuer blitzte aus seinen düstern Augen, während Todtenblässe sein krampfhaft zuckendes Antlig überzog. Er trat einen Schritt vorwärts auf die Gesellschaft zu, doch wie plötzlich sich besinnend, kehrte er wieder um, rannte hinein in das Zimmer und warf drohend die Thüre hinter sich



zu. Was er zwischen den Zähnen murmelte, konnte niemand verstehen.

Mehr als dem jungen Schwendy war dem andern das Betragen des Fremden aufgefallen, Deodatus hatte nicht sonderlich darauf geachtet. Man begab sich nach dem Bosket. —

Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen auf eine hohe, von Kopf bis zu Fuß in ein weites erdgelbes Gewand gehüllte Gestalt, die den Zuschauern den Rücken zugewendet hatte. Neben ihr auf der Erde lag ein großer Rabe wie todt, mit gesenkten Flügeln. Alle wurden von dem fremden grauenhaften Anblick erfasst, das leise Geflüster verstummte und in dumpfem, die Brust belastenden Schweigen erwartete man, was die Gestalt beginnen werde.

Ein Säuseln strömte, wie Wellengeplätscher wunderbar klingend, durch das dunkle Gebüsch und wurde zu Tönen, zu vernehmbareren Worten:

„Phosphorus ist bezwungen. Der Feuerkessel glüht auf im Westen! — Nachstadler! schwing Dich empor zu den erwachten Träumen.“

Da erhob der Rabe das gesenkte Haupt, schlug mit den Flügeln und stieg krächzend in die Höhe. Die Gestalt breitete beide Arme aus, das Gewand fiel herab und eine hohe wunderherrliche Frau stand da im weißen faltenreichen Kleide, mit einem Gürtel von funkelnden Steinen und schwarzen, hochaufgesteckten Haaren. Hals, Nacken und Arme zeigten entblößt jugendlich lip-pige Formen.

„Das ist ja nicht die Alte!“ so flüsterte es durch die Reihen der Zuschauer. —

Jetzt begann eine ferne dumpfe Stimme:

„Hörst Du, wie es im Abendwinde heult und jammert?“

Eine noch fernere Stimme murmelte:

„Die Klage beginnt, wenn der Blutwurm leuchtet.“

Da ging ein entsetzlicher, herzzerstreuender Jammer durch die Lüfte. Die Frau sprach:

„Ihr fernen Klage töne, habt Ihr Euch losgewunden aus der Brust des Menschen, daß ihr vermöget, frei Euch zu erheben im gewaltigen Chor? — Aber verhallen müßt Ihr in Luft, denn die in segensreichen Himmeln thronende Macht, die Euch gebietet, ist ja die Sehnsucht.“

Die dumpfen Stimmen heulten stärker:

„Die Hoffnung ist gestorben! Der Sehnsucht Luft war die Hoffnung. Sehnsucht ohne Hoffnung ist namenlose Qual!“

Tief auf seufzte die Frau und rief wie in Verzweiflung:

„Die Hoffnung ist der Tod! — Das Leben dunkler Mächte graues Spiel!“

Da schrie Deodatus unwillkürlich aus dem Innersten heraus: „Natalie!“

Rasch wandte sich die Frau um und ein altes fürchterlich verzerrtes Weiberantlitz starrte ihn an mit glühenden Augen. Grimmig mit ausgespreizten Armen auf ihn losfahrend, kreischte das Weib: „Was willst Du hier? — Fort! fort! — Der Mord ist hinter Dir her! — Rette Natalien!“ — Der Rabe rauschte durch die Bäume herab auf Deodatus und krächzte gräßlich: „Mord — Mord!“ Von wildem Entsetzen gepackt, halb sinnlos, rannte Deodatus fort nach seiner Wohnung.

Der Wirth sagte ihm, daß während dessen ein fremder reich gekleideter Herr mehrmals nach ihm gefragt, indem er seine Person genau beschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, und endlich ein Billet zurückgelassen habe.

Deodatus erbrach das Billet, das ihm der Wirth eingehändigte und das richtig an ihn adressirt war. Er fand folgende Worte:

„Ich weiß nicht, ob ich es unerhörte Frechheit oder Wahnsinn nennen soll, daß Sie sich hier blicken lassen. Sind Sie nicht, wie ich es jetzt glauben muß, ein ehrloser Bösewicht, so entfernen Sie sich augenblicklich aus Hohenflüh oder erwarten Sie, daß ich Mittel finden werde, Sie von Ihrer Tollheit auf immer zu heilen.“

Graf Hector von Zeltz.

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte graues Spiel!“ — So murmelte Deodatus dumpf in sich hinein, als er dieß gelesen. Er war entschlossen, sich durch die Drohungen eines Unbekannten, die noch dazu auf irgend einem unerklärlichen Irrthum beruhen mußten, durchaus nicht aus Hohenflüh vertreiben zu lassen, sondern mit festem Muth, mit männlicher Kraft dem entgegen zu treten, was irgend eine dunkle Macht über ihn verhängte. Sein ganzes Inneres war erfüllt mit banger Ahnung, die Brust wollte ihm zerpringen, hinaus sehnte er sich aus den Mauern ins Freie. Die Nacht war eingebrochen, als er eingedenk des unbekannt bedrohlichen Verfolgers seine geladenen Pistolen einsteckte und fortsteuerte durch das Neudorfer Thor. Schon war er auf dem freien Platz, der vor diesem Thore befindet, als er sich von hinten gefaßt und zurückgezogen fühlte.

„Eile — eile, rette Natalien, die Zeit ist da!“ — So murmelte es ihm in die Ohren. Es war das gräßliche Weib, die ihn gefaßt hatte und die ihn unerschrocken mit sich forttrieb. Ein Wagen hielt in geringer Entfernung, der Schlag war geöffnet, die Alte half ihm hinein und stieg nach. Er fühlte sich von weichen Armen umfassen und eine süße Stimme flüsterte: „Mein geliebter Freund! endlich! — endlich kommst Du!“

„Natalie, meine Natalie!“ So schrie er auf, indem er halb ohnmächtig von Entzücken die Gehechte in die Arme schloß.

Rasch ging es nun fort, im dicken Walde schimmerte plötzlich heller Fackelglanz durch das Gebüsch.

„Sie sind es,“ rief die Alte; „noch einen Schritt weiter und uns trifft Verderben!“

Deodatus, zur Besinnung gekommen, ließ halten, hing aus dem Wagen und schlich leise, die gespannte Pistole in der Hand, auf den Fackelglanz zu, der augenblicklich verschwand. Er eilte zurück zum Wagen, aber erstarrt vor Entsetzen blieb er eingewurzelt stehen, als er eine männliche Figur erblickte, die mit seiner Stimme sprach:

„Die Gefahr ist vorüber!“ und dann einstieg.

Nachstürzen wollte Deodatus dem schnellfortrollenden Wagen, als ihn ein Schuß aus dem Gebüsch zu Boden warf.

## Zweites Kapitel.

Es ist nöthig, dem geneigten Leser zu sagen, daß der ferne Ort, von dem her der alte Amadeus Schwendy seinen Sohn nach Hohenflüh schickte, ein Landhaus in der Gegend von Luzern war. Das Städtlein Hohenflüh im Fürstenthum Reutlingen, lag aber ungefähr sechs bis sieben Stunden von Sonst, der Residenz des Fürstbischofs Nemigius, entfernt.

Ging es in Hohenflüh laut und lustig her, so herrschte dagegen in Sonstig solch ein allgemeines Piano, wie es wa in Herrnhuth oder Neusalz. Alles trat leise wie auf Soeben daher, und selbst ein notwendiger Janz wurde mit gedämpfter Stimme geführt. Von den gewöhnlichen Vergnügungen der Residenz, von Ballen, Concerten, Schauspielen war gar nicht die Rede und wollten sich



die armen, zur Traurigkeit verdamnten Consiher einst vorzuziehen, so mußten sie hinüber ziehen nach Dorschlag. Dies alles kam daher: Fürst Remigius, sonst ein freundlicher, lebenslustiger Herr, war seit mehreren Jahren, es konnten wohl über die zwanzig seyn, in furchtbarer Lust, an Wahnsinn gränzende Melancholie versenkt. Eine Consiher zu verlassen, sollte sein Aufenthalt einer Hölle gleichen, in der das düstre Stillschweigen der verwesenen Trauer herrscht. Nur seine vertrautesten Knechte und die notwendigste Dienerschaft mochte er haben, und selbst diese durften es nicht wagen zu sprechen, wenn der Fürst sie nicht angeredet. In einer dicht verschlossenen Kutsche fuhr er daher und niemand durfte sich nur durch eine Geheube merken lassen, daß er den Pfaffen in der Kutsche wisse.

Aber die Ursache dieser Melancholie gab es nur wenige Gerüchte. So viel war gewiß, daß damals, als die Gemahlin des Fürsten den Erbringen geboren und das ganze Land von freudigem Jubel erkönte, wenige Monate nachher, Mutter und Kind verschwand auf ungreifliche Weise. Manche meinten, Gemahlin und Sohn wären als Opfer einer unerhörten Kabale entführt worden, andere behaupteten dagegen, der Fürst habe beide verflohen. Diese bezogen sich, um ihre Behauptung zu unterstützen, auf den Umstand, daß zu derselben Zeit der Graf von Dorn, erster Minister und gewöhnlicher Liebhaber des Fürsten, vom Hofe entfernt worden, und es schein gewiß, daß der Fürst ein veränderliches Verhältnis zwischen der Fürstin und dem Hofen entdeckt, und an der Rechtheit des gebornen Sohnes zweifelt.

Alle, die die Fürstin näher gekannt, waren aber im Innersten überzeugt, daß bei der reinsten unbedeutendsten Ursache, wie sie die Fürstin bewährt, ein solcher Fehltritt ganz undenkbar, ganz unmöglich sey.

Niemand in Consiher durfte bei harter Abndung auch nur ein Wort über das Verschwinden der Fürstin äußern. Aufpaffer lauerten überall, und pöbliche Verhaftungen derer, die nur irgendwo anders als innerhalb dieses Zimmers davon gesprochen, zeigten, wie man, ohne es zu ahnen, belauscht, behorcht wurde. Eben so warfte auch über den Fürsten, über seinen Kummer, über sein ganzes Thun und Treiben, kein Wort gesprochen werden, und dieser tyrannische Zwang war die argste Bedrückung der Bewohner einer kleinen Residenz, die eben nichts lieber im Munde führen als den Fürsten und den Hof.

Des Fürsten liebster Aufenthalt war ein kleines, dicht vor dem Hofen von Consiher gelegenes Landhaus mit einem weitläufigen eingezäunten Park.

In den düstern wilderwachsenen Gängen dieses Parks wandelte eines Tages der Fürst, sich ganz hingebend dem wüsten Gram, der in seiner Brust wühlte, als er plötzlich ganz unfern ein seltsames Geräusch vernahm. — Warzikulirte Töne — ein Keuchen — Stöhnen — Schreien wieder ein widriges Quiken — Grunzen — und dann wie in ersticker Wuth dumpf ausgestoßene Schimpfwörter. — Erzürnt, wer es gewagt, dem strengsten Verbot entgegen, einzubringen in den Park, trat der Fürst schnell aus dem Gebüsch und es bot sich ihm ein Schauspiel dar, das den griesgrämigsten Smelfunus zum Lachen hätte reizen können. — Zwei Männer, der eine lang und knochendürr, wie die Hektik selbst, der andere ein kleines glattes Fallstaflein in den schmucklosen Sonntagskleidern des idealen Spießbürgers angezogen, waren im heftigsten Faustkampf begriffen. Der Größere schälte mit den langen Armen, die mit den gekrümmten Fäusten mächtigen Streiktocken nicht unähnlich, so unarmherzig auf den Kleinen los, daß jeder fernere Widerstand unnütz und nichts anders rathsam schien,

als schnelle Flucht. Doch Muth im Herzen wollte der Kleine, gleich den Parthern, noch fliehend sechten. Da krallte sich aber der Große fest in das Haupthaar des Gegners. Schlechte Intention! — Die Perrücke blieb ihm in der Hand, der Kleine nutzte strategisch die Puzderwolke, die ihn einhüllte, duckte schnell nieder und unterließ mit vorgestreckten Fäusten so bebende und geschickte den Großen, daß dieser mit einem gellenden Schrei rücklings überfüzte. Nun warf sich der Kleine auf den Großen, enterte sich fest, die linke Hand mit gebogenen Fingern zweckmäßig als Enterbaken brauchend, in der Halsbinde des Gegners und arbeitete mit den Knien und der rechten Faust so schonungslos auf den Großen ein, daß dieser, firschlau im ganzen Antlitz, gräßliche Laute ausstieß. Doch plötzlich fuhr nun der Große dem Kleinen mit den spizen Knochenfingern so gewaltig in die Seiten und gab mit der letzten Kraft der Verzweiflung sich selbst einen solchen Schwung, daß der Kleine in die Höhe geschleudert wurde wie ein Ball, und niederfüzte, dicht vor dem Fürsten.

„Hunde!“ rief der Fürst mit der Stimme eines ergrimnten Löwen, „Hunde, welch ein Satan hat Euch eingelassen? Was wollt Ihr?“

Man kann denken, mit welchem Entsetzen die beiden ergrimten Gymnastiker sich aufrichteten vom Boden, wie sie nun gleich armen verlorenen Sündern, bebend, zitternd, keines Wortes, keines Lauts mächtig, vor dem erzürnten Fürsten standen.

„Fort!“ rief der Fürst, „fort, auf der Stelle, hinauspeitschen lasse ich Euch, wenn Ihr noch einen Augenblick weilt.“

Da fiel der Große nieder auf die Knie und brüllte ganz Verzweiflung: „Durchlauchtigster Fürst — gnädigster Landesheer — Gerechtigkeit — Blut für Blut!“

Das Wort Gerechtigkeit war noch eins von den wenigen, das stark ins Auge und sprach gemäßigter: „Was ist's? spricht, aber nehmt Euch in Acht vor allen dummen Worten und macht's kurz.“

Vielleicht hat es der geneigte Leser schon geahndet, daß die beiden tapfern Kämpfer niemand anders waren als die beiden berühmten Gastwirthe zum goldenen Bock und zum silbernen Lamm aus Hohenfluh. In dem immer höher gesteigerten Groll gegen einander, waren sie zu dem wahnsinnigen Entschluß gekommen, da ihnen der hochweise Rath nicht genügte, dem Fürsten selbst allen Vort zu klagen, den jeder vom andern erlitten zu haben glaubte, und der Zufall ließ es geschehen, daß beide in demselben Augenblick zusammentrafen vor dem äußersten Gatterthor des Parks, das ein einfältiger Gärtnerbursche ihnen öffnete. Beide können fernerhin sehr schicklich mit ihren Schilbnamen bezeichnet werden.

Also! — der goldne Bock, ermutigt durch des Fürsten ruhigere Frage wollte eben beginnen, als ihn vielleicht in Gefolge des feindlichen Enterns ein solch furchterliches krächzendes Husten überfiel, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Diesen verderblichen Zufall nutzte augenblicklich das silberne Lamm und stellte mit nicht geringer Beredsamkeit dem Fürsten all die Unbill vor, die ihm der goldne Bock zufüge, der alle Gäste anlocke, indem er alle nur mögliche Hanswürste, Marktschreier, Wahrsager und andre Gesindel bei sich aufnehme. Er beschrieb die weiße Frau mit dem Raben, er sprach von ihren schönen Künsten, von ihren Drakelsprüchen, mit denen sie die Leute hinter's Licht führe. Das schien die Aufmerksamkeit des Fürsten zu fesseln. Er ließ sich die Gestalt der Frau von Kopf bis zu Fuß beschreiben, er fragte, wann sie gekommen, wo sie geblieben. Das Lamm meinte, er seiner seits halte das Weib für nichts anderes, als



für eine betrügerische halbwahnsinnige Bizeunerin, die ein hochweiser Rath zu Hohenflüh hätte sogleich festnehmen lassen sollen.

Der Fürst heftete den funkeln den durchbohrenden Blick auf das arme Lamm, das, als hätte es in die Sonne geschaut, sogleich ausbrach in ein heftiges Niesen.

Dies nützte sofort der goldne Bock, der sich indessen vom Husten erholt und nur auf den Moment gelauert hatte, dem Lamm die Rede abzuschneiden. Der Bock berichtete in süß und sanft tönenden Worten, daß alles, was das Lamm von der Aufnahme schädlichen polizeiwidrigen Gesindels berichtet, die schändlichste Verläumdung sey. Insonderheit rühmte der Bock die weise Frau, von der die geschicktesten brillantesten Hetzen, die größten Genies von Hohenflüh, die er täglich an seiner Tafel zu bewirthen die Ehre habe, behaupteten, sie sey ein überirdisches Wesen und höher zu achten, als die ausgebildete Sonnambüle. Ach, gar arg ging es aber zu bei dem silbernen Lamm. Einen artigen, schönen, jungen Herrn habe das silberne Lamm von ihm weggeleckt, als er nach Hohenflüh zurückgekehrt, und gleich in der folgenden Nacht sey er auf seinem Zimmer mörderisch angefallen und durch einen Pistolenschuß verwundet worden, so daß er hoffnungslos darnieder läge.

Jede fernere Rücksicht, jede Ehrfurcht vor dem Fürsten in der Wuth vergehend, brach das silberne Lamm los und schrie: „Derjenige, welcher behauptet, daß der junge Herr Georg Haberland auf seinem Zimmer angefallen und verwundet worden, sey der niederträchtigste Spießhube und abgefeimteste Hallunkenkerl, der jemals Weinschellen getragen und die Waffen gekehrt. Vielmehr habe wohlthätige Polizei in Hohenflüh ermittelt, daß er in selbiger Nacht vor das Neuborser Thor spaziert, daß dort ein Wagen gehalten, aus dem eine weibliche Stimme gerufen: „Rette Natalien!“ daß darauf der junge Herr in den Wagen gesprungen. — „Wer war das Weib im Wagen?“ fragte der Fürst mit strengem Ton.

„Man sagt,“ stotterte der goldne Bock um nur wieder zum Wort zu kommen, „man sagt, die weise Frau habe“ —

Die Rede blieb dem goldnen Bock in der Kehle stecken vor dem furchtbaren Blick des Fürsten, und, als dieser ihm ein tödtendes „Nun? was weiter?“ zurief, fiel das silberne Lamm, das gerade außer der Richtung jener Strahlen im Schatten stand, leise klammelnd ein: „Ja, die weise Frau und der Herr Maler Georg Haberland — im Walde hat er den Schuß erhalten, das weiß ja die ganze Stadt — aus dem Walde haben sie ihn geholt und zu mir gebracht am frühen Morgen; er liegt noch bei mir — wird aber wohl genesen, denn die Pflege bei mir — und der fremde Herr Graf — ja der Herr Graf Hektor von Zelles“ —

„Was? wer?“ rief der Fürst auf, daß das silberne Lämmlein ein paar Schritte zurücksprallte. „Genug,“ sprach dann der Fürst weiter mit rauhem gebieterischen Ton, „genug! packt Euch beide fort augenblicklich. — Der wird den meisten Anspruch haben, der seine Gäste am besten bedient! — Hör' ich noch das mindeste von einem Gezänk unter Euch, so soll der Rath Euch die Schilder von den Häusern reißen und Euch fortbringen lassen aus den Thoren von Hohenflüh!“

Nach diesem kurzen kräftigen Bescheid ließ der Fürst die beiden Wirthe stehen, und verlor sich schnell in's Gebüsch.

Der Zorn des Fürsten hatte die aufgebrauchten Gemüther besänftigt. Im Innersten zerknirscht schauten sich beide, das silberne Lämmlein und der goldne Bock, wehmüthig an, Thränen entquollen den verdüsterten Augen und mit dem gleichzeitigen Ausruf: „O Gevatter!“ fielen sie sich in die Arme. Während der goldne Bock das sil-

berne Lamm fest einklammernd und über dasselbe weggebeugt häufige Schmerzestropfen ins Gras fallen ließ, schluchzte dieses vor herber Wehmuth leise an der Brust des versöhnten Segners. Es war ein erhabener Moment!

Die zwei herbeiellenden fürstlichen Jäger schienen aber dergleichen pathetische Szenen nicht sonderlich zu lieben, denn ohne weiteres packten sie den goldnen Bock sowohl als das silberne Lamm, wie man zu sagen pflegt, beim Fittig, und warfen beide ziemlich unsanft zum Wäldterthor hinaus.

### Drittes Kapitel.

Bin ich hin und hergezogen  
Ueber Wiese, Fur und Feld,  
Hat manch Hoffen mich betrogen,  
Ist mir manche Lust entflohen  
In der bunten lauten Welt.

Was nur stillt dieß bange Sehnen,  
Was den Schmerz in dieser Brust!  
Bittere Quaal! herbe Thränen!  
Leeres Trachten! — falsches Wähnen!  
Fücht mich ewig jede Lust?

Darf ich noch zu hoffen wagen,  
Dämmert noch mein Lebensstern?  
Soll ich's länger dulden, tragen,  
Wird mein Schmerz mir selbst nicht sahn,  
Ob sie nah ist, ob sie fern?

Sie, die ist mein innig Leben,  
Sie, die ist mein ganzes Glück,  
Süßen Träumen hingegeben,  
Schaut mit wonnigem Erbeben  
Sie mein liebetrunkner Blick.

Doch in Nacht ist bald verschwunden  
Der Geliebten Lichtgestalt!  
Kann ich nimmermehr gesunden?  
Freundes Trost, Balsam den Wunden,  
Ist auch der für mich verhallt?

Der Kupferstecher Berthold hatte sich, während er dieß Lied, das sein Freund, der Maler Georg Haberland gebichtet, leise vor sich sang, auf einer Anhöhe unter einem großen Baum gelagert und war bemüht, eine Partdie des Dorfes, das vor ihm im Thale lag, getreulich nach der Natur in sein Malerbuch hineinzuzeichnen.

Bei den letzten Versen schossen ihm aber die Thränen aus den Augen. Er gedachte lebhaft seines Freundes, den er oft durch ein lustiges Wort oder durch ein bezaubertes Kunstgespräch aus der düstern trostlosen Stimmung gerissen, in die er seit einiger Zeit versunken und den man ein unerklärliches Unheil von ihm getrennt. „Nein,“ rief er endlich, indem er schnell seine Geräthschaften zusammenpackte und hastig aufsprang, „nein, noch ist Freundes Trost nicht verhallt für Dich, mein Georg! — Fort, Dich aufzusuchen und nicht eher Dich zu verlassen, bis ich Dich im Schooße der Ruhe sehe und des Glücks!“

Er eilte zurück in das Dorf, das er vor wenigen Stunden verlassen und wollte dann weiter fort nach Hohenflüh.

Es war gerade Sonntag, der Abend fing an einzubrechen, die Landleute eilten nach der Scheuke. Da zog ein seltsam gekleideter Mensch durch's Dorf, einen leichten Marsch auf der Papagenopfeife blasend, die ihm aus dem Busen hervorragte, und dazu dreb die Trommel schlagend, die er umgehängt. Ihm folgte ein alter



Zigeunerweib, die tapfer auf dem Triangel klingelte. Zuerst schritt langsam und bedächtig ein stattlicher Mann mit zwei vollgepackten Körben belastet, auf denen zwei kleine possierliche Aeffchen hin und her hüpfen und sich herum batgten. Zweiteil ließ der Mensch vom Blasen ab und begann einen seltsamen kreisförmigen Gesang, in dem das Zigeunerweib, sich aus ihrer niedergebeugten Stellung ein wenig aufrichtend, mit gellenden Tönen stimmte. Begleitete nun der Esel den Gesang mit seinen klagenden Naturlauten, quikten die Aeffchen dazu, so gab es einen angenehmen lustigen Chor, wie man sich ihm wohl genügend denken mag.

Bertholds ganze Aufmerksamkeit fesselte der junge Mensch, denn jung war er, das war sichtlich, unerachtet er sein Antlitz mit allerlei Farben häßlich beschmiert und durch eine große Doctorperrücke, auf der ein winziges Zeeffenhütlein saß, auf widrige Weise entstellt hatte. Dazu trug er einen abgeschabten rothen Sammtrock mit goldenen goldschiffenen Aufschlägen, einen offenen Hamstrocken, schwarzseidene Unterleider nach der letzten Mode, auf den Schuhen große bunte Bandschleifen und ein zierliches Rittererschwert an der Seite.

Er schnitt die tollsten Gesichter und sprang hin und her in den lustigsten Capriolen, so daß das Bauernvolk übermäßig lachte, doch Bertholden erschien das ganze Wesen wie der unheimliche Spuk des Wahnsinns, und wiederum regte der tolle Mensch, wenn er ihn genau ins Auge faßte, in ihm Empfindungen auf, die er sich selbst nicht zu erklären wußte.

Der Mensch blieb endlich in der Mitte eines Nasenplatzes vor der Schenke stehen und schlug auf seiner Trommel einen langen starken Wirbel. Auf die Zeichen schloß das Landvolk einen großen Kreis, und der Mensch verkündete, daß er jetzt gleich vor dem verehrungswürdigen Publikum ein Schauspiel aufzuführen gedenke, wie es die höchsten Potentaten und Herrschaften nicht schöner und herrlicher geschaut.

Die Zigeunerin ging nun im Kreise umher und bot unter närrischen Redensarten und Gebärden bald Roskullenschürze, Bänder, Heiligenbildchen u. a. zum Kauf aus, bald wahrte sie dieser, jener Dirne aus der Hand und trieb ihr von Bräutigam und Hochzeit und Kindtaufe sprechend, das Blut in die Wangen, während die andern lachten und lachten.

Der junge Mensch hatte indessen die Körbe ausgepackt, ein kleines Gerüste gebaut und mit kleinen bunten Leppichen behängt. Berthold sah die Vorbereitungen zum Puppenspiel, das denn auch nach gewöhnlicher italienischer Art erfolgte. Puteinell war von besonderer Aktivität und hielt sich tapfer, indem er sich aus den bedrohlichsten Gefahren mit Gewandtheit rettete und über keine Feinde stets die Oberhand gewann.

Das Spiel schien geendet, als plötzlich der Puppenspieler sein, zur furchtbaren Frage verzerrtes Antlitz emporkob in den Raum der Puppen und mit todtstarrten Augen gerade hin in den Kreis blickte. Puteinell von der einen Seite, der Doktor von der andern, schienen über die Erscheinung des Riesenkopfs sehr erschrocken, dann erhobten sie sich aber, besehen sorgfältig mit Gläsern das Antlitz, betasteten Nase, Mund, die Ohren, zu der sie kaum hinauflangen konnten, und begannen einen sehr tief sinnigen gelehrten Streit über die Beschaffenheit des Kopfs und auf welchem Kumpf es sitzen könne oder ob überhaupt ein Kumpf als dazu gehörig anzunehmen. Der Doktor stellte die aberwitzigsten Hypothesen auf, Puteinell zeigte aber das gegen viel Menschenverstand und hatte die lustigsten Einfälle. Darin wurden sie zuletzt einig, daß, da sie keinen zum Kopf gehörigen Körper wahrnehmen könnten, es auch keinen gäbe, nur meinte der Doktor, die

Natur habe sich, als sie diesen Giganten ausgesprochen, einer rhetorischen Figur, einer Synecdoche bedient, nach der ein Theil das Ganze bezeichnet. Puteinell behauptete dagegen, daß das Haupt ein Unglücklicher sey, dem vor vielem Denken und tollen Gedanken der Kumpf abhanden gekommen, und der nun bei dem gänzlichen Mangel an Häuten sich gegen Ohrfeigen, Nasenstüber u. dgl. nicht anders wehren könne als durch Schimpfen.

Berthold merkte bald, daß hier nicht der Scherz galt, der ein schaulustiges Volk ergötzen kann, sondern daß der finstere Geist einer Ironie spulte, die dem mit sich selbst entzweiten Innern entkeimte. Das konnte sein frohes freundliches Gemüth nicht ertragen, er begab sich weg nach der Schenke und ließ sich an einem einsamen Plätzchen hinter derselben ein mäßiges Abendbrot auftragen.

Bald vernahm er aus der Ferne Trommel, Pfeife und Triangel. Die Landleute strömten nach der Schenke, das Spiel war geendet.

In dem Augenblick, als Berthold fortwandern wollte, stürzte mit dem lauten Ausruf: „Berthold — hergeleitester Bruder!“ jener tolle Puppenspieler herbei. Er riß die Perrücke vom Haupt, wuschte schnell die Farben vom Antlitz.

„Wie? — Georg! — ist es möglich?“ So stammelte Berthold mühsam, beinahe zur Bitsäule erstarrt. „Was ist Dir, kennst Du mich denn nicht?“ So fragte Georg Haberland voll Erstaunen. Berthold erklärte nun, daß, wenn er nicht an Gespenster glauben wolle, er freilich nicht zweifeln könne, seinen Freund vor sich zu sehen, wie dies aber möglich wäre, das könne er durchaus nicht enträthseln.

„Wart Du,“ so sprach Berthold weiter, „wart Du nicht unserer Abrede gemäß nach Hohenfluh gekommen? — traf ich Dich nicht dort, begegnete Dir nicht seltsames mit einem geheimnißvollen Weibe im Gasthof zum goldnen Bock? Wollten Unbekannte Dich nicht dazu gebrauchen, ein Frauenzimmer entführen zu helfen, das Du selbst Natalie nanntest? Wurdest Du nicht im Walde durch einen Pistolenschuß schwer verwundet? — hab ich nicht von Dir Abschied genommen mit schwerem Herzen, da Du entkräftet, todtwund auf dem Lager lagst? — Sprachst Du nicht von einem unerklärlichen Ereigniß — von einem Grafen Hektor von Zelis?“

„Halt' ein, Du durchbohrest mein Inneres mit glühenden Dolchen!“ so rief Georg im wilden Schmerz. „Ja,“ fuhr er dann ruhiger fort, „ja Bruder Berthold, es ist nur zu gewiß, es gibt ein zweites Ich, einen Doppeltgänger, der mich verfolgt, der mich um mein Leben betrügen, der mit Natalie rauben wird!“

In voller Trostlosigkeit verstummt, sank Georg auf die Nasenbank.

Berthold setzte sich neben ihm hin und sang leise, indem er sanft des Freundes Hand drückte:

Freundes Trost, Balsam den Wunden,  
Ist noch nicht für Dich verhallt!

„Ich,“ sprach Georg, indem er sich die Thränen wegstrochete, die ihm aus den Augen strömten, „ich verstehe Dich ganz, mein geliebter Bruder Berthold — Es ist Unrecht, daß ich Dir nicht schon längst meine ganze Brust erschloß, nicht schon längst Dir alles, alles sagte. — Daß ich in Liebe bin, konntest Du längst ahnen. Die Geschichte dieser Liebe — sie ist so einfältig, so abgedroschen, daß Du sie in jedem abgeschmackten Roman nachlesen kannst. — Ich bin Maler und so ist nichts mehr in der hergebrachten Ordnung, als daß ich mich in ein schönes junges Frauenzimmer, die ich abconterfeite, sterblich verliebe. So ist es mir denn auch wirklich gegangen, als ich während meines Aufenthalts



in Strassburg meine Proviantbäckerei — Du weißt, daß ich darunter das Portraitmalen verstehe — mehr trieb als jemals. Ich bekam den Ruf eines außerordentlichen Portraitisten der die Gesichter recht aus dem Spiegel stehle in der schönsten Miniatur, und so geschah es, daß eine alte Dame, die eine Pensionsanstalt hatte, sich an mich wandte, und mich ersuchte, ein Fräulein, das bei ihr, zu malen für den entfernten Vater. Ich sah, ich malte Natalien — o ihr ewigen Mächte, das Geschick meines Lebens war entschieden! — Nun nicht wahr, Bruder Berthold, da ist nichts besonders daran? — Doch höre, manches mag doch bemerkenswerth seyn. — Laß es mich Dir sagen, daß mich seit meiner frühen Knabenzeit in Ahnungen und Träumen das Bild eines himmlischen Weibes umschwebte, dem all' mein Sehnen, all' mein Lieben zugewandt. Die rohesten Versuche des malerischen Knaben zeigen dieß Bild eben so als die vollendeteren Gemälde des reisenden Künstlers. — Natalie sie war es! — Das ist wunderbar, Berthold! — Auch mag ich Dir sagen, daß derselbe Funke, der mich entzündet, auch in Nataliens Brust gefallen, daß wir uns verstoßen sahen. — O zerronnenes Glück der Liebe! — Nataliens Vater, Graf Hector von Selios war gekommen, das Bildlein der Tochter hatte ihm ausnehmend gefallen, ich wurde eingeladen, ihn auch zu malen. Als der Graf mich sah, gerieth er in eine seltsame Bewegung, ich möchte sagen Bestürzung. Er fragte mich mit auffallender Kenglichkeit über alle meine Lebensverhältnisse aus, und schrie dann mehr als er sprach, indem seine Augen glühten, er wolle nicht gemalt seyn, aber ich sey ein mackerer Künstler, müsse nach Italien und das auf der Stelle, er wolle mir Geld geben, wenn ich dessen bedürfe!"

„Ich fort? — ich mich trennen von Natalien? — Nun es giebt Leitern, bestechliche Josen — wir sahen uns verstoßen. Sie lag in meinen Armen, als der Graf eintrat. — „Ha, meine Ahnung — er ist reif!“ — so schrie der Graf wüthend auf und stürzte auf mich los mit gezogenerm Stilet. Ohne daß sein Stoß mich treffen konnte, rannte ich ihn über den Haufen und entfloch. — Spurlos war er andern Tages mit Natalien verschwunden!"

„Es begab sich, daß ich auf die alte Zigeunerin stieß, die Du heute bei mir gesehen. Sie schwagte mir solch' abenteuerliche Prophezeihungen vor, daß ich gar nicht darauf achten, sondern meinen Weg fortsetzen wollte. Da sprach sie mit einem Ton, der mein Innerstes durchdrang: „Georg, mein Herzenskind, hast Du Natalien vergessen?“ — Mag es nun Hererei geben oder nicht, genug, die Alte wußte um meinen Liebesbund, wußte genau, wie sich alles begeben, beherrschte mich, daß ich durch sie zu Nataliens Besitz gelangen sollte und gab mir auf, mich zu einer bestimmten Zeit in Hohenflüh einzufinden, wo ich sie, wiewohl in einer ganz andern Gestalt, finden werde. — Nun, Berthold, laß mich nicht alles weiltäufig erzählen — mir brennt die Brust ein Wagen rollt auf mich zu — hält — die Reiter kommen näher — Jesus! ruft eine Stimme im Wagen — es ist Nataliens Stimme. — Eile — eile! ruft eine andere Stimme — die Reiter biegen seitwärts ein. — Die Gefahr ist vorüber, spreche ich, und steige in den Wagen — in dem Augenblick fällt ein Schuß, fort geht es! — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, es ist Natalie, es ist die alte Zigeunerin — sie hat Wort gehalten.“ — „Glücklicher Georg!“ sprach Berthold.

„Glücklicher?“ wiederholte Georg, indem er eine wilde Lache ausschlug, „ha! noch im Walde holten uns Polizeisoldaten ein. Ich sprang aus dem Wagen, die Zigeunerin mir nach, packte mich mit Riesenkraft und schleppte mich ins finst're Dickicht. — Natalie war ver-

loren. — Ich war in Wuth, die Zigeunerin wußte mich zu besänftigen, mich zu überzeugen, daß kein Widerstand möglich, und daß noch keine Hoffnung verloren. Ich vertraue ihr blindlings, und wie Du uns hier siehst, das ist ihr Plan, ihr Rath, um der Verfolgung eines mordsüchtigen Feindes zu entgehen."

In dem Augenblick trat die alte Zigeunerin hinzu, und sprach mit krächzender Stimme: „Georg, schon leuchtet der Nachtwurm, wir müssen fort über die Berge."

Da wollte es Berthold bedünken, die Alte treibe ihres losen Gaukelspiel mit Georgen, den sie an sich gelockt, um durch ihn mit jenen Vossen mehr Geld zu gewinnen.

Bornig wandte er sich zur Alten, erklärte, daß er als Georgs bester innigster Freund es nicht länger zugeben werde, daß er schöner Landstreicher und niedriger Vossen sein Kunstleben opfere, mit ihm solle er nach Italien, und fragte dann, was sie überhaupt für ein Recht habe auf den ihm verbundenen Freund.

Da erhob sich die Alte, die Buge des Antlitzes schienen sich zu veredeln, aus den Augen strahlte ein dunkles Feuer, plötzlich war ihr ganzes Wesen die Würde und Höheit selbst, sie sprach mit fester volltönder Stimme: „Du fragst, was für ein Recht ich habe auf diesen Jüngling? — Ich kenne Dich wohl, Du bist der Kupferstecher Berthold — Du bist sein Freund, aber ich — o Ihr ewigen Mächte! — ich bin — seine Mutter!"

Damit faßte sie Georg in ihre Arme, und drückte ihn stürmisch an ihre Brust. Doch plötzlich überfiel sie ein kramphhaftes Zittern, sie stieß Georgen von sich mit abgewandtem Gesicht, sie ließ sich erschöpft, halb ohnmächtig auf die Rasenbank niedersinken, sie wimmerte, indem sie sich mit dem weiten Mantel, den sie umgarnen, das Antlitz verhällte. „Starr mich nicht so an, Georg, mit Deinen Augen — warum wiffst Du mit immer und ewig mein Verbrechen vor? — Du mußt fort — fort!"

„Mutter!" rief Georg, indem er der Zigeunerin zu Füßen stürzte. Diese schloß ihn nochmals bestig in ihre Arme, indem sie, keines Wortes mächtig, aus tiefer Brust aufseufzte. Sie schien in Schlaf zu versinken, doch bald erhob sie sich mühsam, sprach wieder ganz Zigeunerin mit krächzender Stimme: „Georg, schon leuchtet der Nachtwurm, wir müssen fort über die Berge!" und schritt langsam von dannen.

Georg warf sich sprachlos an die Brust des Freundes, dem auch das bis zum Entsetzen gesteigerte Erschauern die Zunge band.

Wald vernahm Berthold das Trommeln, Pfeifen, Klingeln, den schauerlichen Gesang, das Geschrei des Gefels und das Quaken der Affen und den Jubel des nachziehenden Landvolkes, bis alles dumpf verhallte in der weiten Ferne.

#### Viertes Kapitel.

Förster, welche am frühen Morgen den Wald durchstrichen, fanden den jungen Deodatus Schwendy ohnmächtig in seinem Blute liegend. Der Brantwein, den sie in Jagdflaschen bei sich führten, that gute Dienste, ihn ins Leben zurückzurufen, sie verbanden, so gut sie es vermochten, die Brustwunde, packten ihn auf einen Wagen und brachten ihn nach Hohenflüh in das Wirthshaus zum silbernen Lamm.

Der Schuß hatte nur die Brust stark gestreift, ohne daß die Kugel eingebrungen war; der Wundarzt erklärte daher, daß an Lebensgefahr nicht zu denken, wiewohl



der Schreck und die Kälte der Nacht den erschöpften Zustand herbeigeführt, in dem sich Deodatus befand. Kostbare Mittel würden aber auch diesen bald heben.

„Güte Deodatus nicht den Schmerz der Wunde gestillt, das ganze unerklärliche Ereigniß wäre ihm nichts gewesen als ein Traum. Es schien ihm gewiß, daß jenes Schicksal, von dem der Vater in dunkeln Worten gesprochen, sich zu enthüllen begann, daß aber irgend ein feindliches Wesen dazwischen getreten, und seine Hoffnung vernichtet. Dieses feindliche Wesen, wer konnte es anders seyn, als der Maler Georg Haberland, der ihm so durchaus ähnlich, daß er überall mit ihm verwechselt worden.“

„Und wie,“ sprach er zu sich selbst, „wenn jene Natalie, jener schöne Liebestraum, der in süßen Ahnungen durch mein Leben ging, nur ihm angehört, meinem unerkannten Doppeltgänger, meinem zweiten Ich, wenn er für mich geraubt, wenn all' mein Sehnen, all' mein Hoffen ewig unerfüllt bliebe?“

Deodatus verlor sich in trübe Gedanken, immer dichtere Schleier schienen seine Zukunft zu verhüllen, jede Ahnung war dahin, er sah ein, daß er nur auf den Zufall hoffen dürfte, der ihm vielleicht Geheimnisse erschließen konnte, welche gar verhängnißvoll, gar gefährlich seyn mußten, da sein Vater, der alte Amadeus Schwendy, es selbst nicht gewagt, sie ihm zu offenbaren. —

Der Wundarzt hatte den kranken Deodatus eben verlassen, er befand sich allein, als die Thüre leise geöffnet wurde, und ein großer in einem Mantel gehüllter Mann hineintrat. Als er den Mantel zurückschlug, erkannte Deodatus in ihm augenblicklich jenen Fremden wieder, den er im Gasthause zum goldenen Bock auf dem Pore getroffen und er erriet, daß es derselbe seyn mußte, der ihm das unerklärliche Billet geschrieben, nehmlich der Graf Hector von Zelies. Es war dem so.

Der Graf schien sich Mühe zu geben, den finstern stehenden Blick, der ihm eigen, zu mildern, er zwang sich sogar zu einiger Freundlichkeit.

„Wahrscheinlich,“ so begann er, „wahrscheinlich erkaunen Sie, mich hier zu sehen, Herr Haberland, noch mehr werden Sie erkaunen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich hier bin, um Ihnen Frieden, Versöhnung anzubieten, im Fall Sie gewisse Bedingungen“ —

Deodatus unterbrach den Grafen, indem er mit Heftigkeit versicherte, daß er keinesweges der Maler Georg Haberland sey, daß hier ein unglücklicher Irrthum vorwalten müsse, der ihn in ein Labyrinth unerklärlicher Verwickelungen sürzen zu wollen scheine. Starr schaute der Graf ihm ins Gesicht und sprach dann mit einem Blick, aus dem ein wenig der Teufel lächelte. „Sie haben, mein Herr Schwendy oder mein Herr Haberland, oder wie Sie sich sonst zu nennen belieben mögen, Natalien erkaunten wollen?“ —

„Natalie, o Natalie!“ seufzte Deodatus tief aus der Seele.

„Oho,“ sprach der Graf mit dem bittersten Innem, „Sie lieben Natalien wohl sehr?“

„Mehr,“ erwiderte Deodatus, indem er vor Schwäche zurückstank auf sein Lager, „mehr als mein Leben. — Sie wird mein werden, sie muß mein werden, in meinem Innersten glüht die Hoffnung, das Verlangen!“ —

„Welche unerhörte Frechheit,“ fuhr der Graf auf im flammenden Zorn, „he warum trauf!“ — plötzlich umschaltend, seinen Zorn mit Gewalt niederkämpfend, sprach der Graf nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, mit erkünstelter Ruhe: „Verdanken Sie Ihrem Aufsatze, daß ich Sie schon, unter andern Umständen würde ich Rechte geltend machen, die Sie vernichten könnten. Aber ich verlange nun, daß Sie mir augen-

blicklich sagen, wie es geschehen konnte, daß Sie Natalien sahen hier in Hohenfluh?“

Der Ton, in dem der Graf sprach, erfüllte den Deodatus Schwendy mit dem tiefsten Unwillen. Sich trotz seiner Schwäche ermannend, richtete er sich auf und sprach mit festem männlichen Ton. „Es kann nur das Recht der Unverschämtheit seyn, das Sie geltend machen zu können glauben, wenn Sie in mein Zimmer bringen, wenn Sie mich mit Fragen belästigen, die ich nicht beantworten kann. Sie sind mir völlig unbekannt, niemals hatte ich mit Ihnen etwas zu schaffen, und diese Natalie, von der Sie sprechen, wissen Sie denn, daß diese das Himmelsbild ist, das in meinem Herzen lebt? — Weder in Hohenfluh noch sonst irgendwo haben meine lieblichen Augen die — doch es ist Frevel, zu Ihnen von Geheimnissen zu reden, die ich bewahret tief in meiner innersten Brust!“

Der Graf schien in Staunen und Zweifel zu gerathen, er lächelte kaum hörbar: „Niemals hätten Sie Natalien gesehen? — Und als Sie sie malten? — Wie wenn dieser Haberland — dieser Schwendy“ —

„Genug,“ rief Deodatus, „genug! — Entfernen Sie sich, nichts habe ich zu schaffen mit dem finstern Geist, den ein wahnsinniger Irrthum hinter mir herstreibt und der mich angriff auf den Tod! — Es giebt Gesetze, welche schützen gegen hinterlistigen Mordmord. — Sie verstehen mich Herr Graf!“

Deodatus zog stark die Glocke. —

Der Graf biß die Zähne zusammen und maß den Deodatus mit furchtbarem Blick.

„Hüte Dich,“ sprach er dann, „hüte Dich, Knabe! Du hast ein unglückliches Gesicht — hüte Dich, daß Dein Gesicht nicht noch einem andern mißfalle als mir.“ —

Die Thüre ging auf und herein trat der kleine alte etwas zu dicke Herr mit der goldenen Dose, den der geneigte Leser als Mitglied des hochweisen Rathes an der Wirthstafel im goldenen Bock gesehen und sehr klug raisonniren gehört hat.

Der Graf entfernte sich mit einer drohenden Bewegung gegen Deodatus zur Thüre hinaus, und zwar so wild und heftig, daß der kleine Rathsherr und seine Begleitung darob etwas erkaunt und verblüfft schienen.

Dem Rathsherrn folgte nehmlich ein ganz kleines winziges verwachsenes Männlein, der einen großen Stoß Papier unter dem Arm trug und hinterher traten zwei Rathsdienere herein, die sich sofort als Wachen an der Thüre postirten.

Der Rathsherr grüßte den Deodatus mit ernster Amtsmiene, das Männlein rückte mit Mühe einen Tisch vor das Bett, legte die Papiere darauf, holte ein Schreibzeug aus der Tasche, erkletterte den ebenfalls mit Mühe herangerückten Stuhl und setzte sich in schreibfertige Positur, während der Rathsherr sich auch auf einen Stuhl dicht vor dem Bette niedergelassen hatte und ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

Deodatus wartete ungebuldig, was aus dem allen nun werden sollte. Endlich begann der Rathsherr pathetisch: „Mein Herr Haberland oder mein Herr Schwendy, denn Sie mein Herr, der Sie da vor mir im Bette liegen, belieben zwei diverse Namen zu führen, unerachtet das ein Luxus ist, den keine tüchtige Obrigkeit dulden darf. — Nun ich hoffe, Sie werden, da der hochweise Rath schon von allem auf das genaueste unterrichtet ist, nicht durch unnütze Lügen, Ränke und Schwänke Ihren Arrest verzögern. Denn arretirt sind Sie in diesem Augenblick, wie Sie aus der Positur jener treuen und ehrlichen Rathswächter mit mehrerem ersehen werden.“

Deodatus fragte verwundert, welches Verbrechen



man ihn denn anklage, und welches Recht man habe, ihn als durchreisenden Fremden zu verhaften.

Da hielt ihm aber der Rathsherr vor, daß er wider das erst neuerdings emanirte Duellmandat des gnädigsten Herrn Fürsten auf das schrecklichste gesündigt, indem er sich wirklich im Walde duellirt, welches denn schon die Pistolen, die man in seiner Rocktasche gefunden, hinlänglich bewiesen. Er möge daher nur ohne weiteres den frechen Mitduellanten, so wie die etwanigen Sekundanten nennen und hübsch erzählen, wie sich alles begeben von Anfang an.

Dagegen versicherte nun Deobatus sehr ruhig und fest, daß hier nicht von einem Duell, sondern von einem meuchelmörderischen Angriff auf seine Person die Rede. Ein Ereigniß, das ihm selbst unerklärlich, und das einem hochweisen Rath noch viel unerklärlicher seyn werde, habe ihn ganz ohne seinen vorbeachteten Willen in den Wald geführt. Die gefährliche Drohung eines ihm ganz unbekanntem Verfolgers sey die Ursache, warum er sich bewaffnet und der hochweise Rath würde viel besser thun, seine Pflicht für Ruhe und Ordnung zu sorgen, viel besser erfüllen, wenn er, statt auf eine grundlose Vermuthung hin Arrest und Untersuchung zu verfügen, jenem Meuchelmörder nachforschte.

Dabei blieb Deobatus stehen, unerachtet der Rathsherr noch hin und her fragte, und bezog, als dieser mehr von seinen Lebensverhältnissen wissen wollte, sich lebiglich auf seinen Pafs, der, so lange nicht ein gegründeter Verdacht der Falschheit vorhanden, dem hochweisen Rath genügen müsse.

Der Rathsherr wüschte sich den Angstschweiß von der Stirne. Der Kleine hatte schon einmal übers andere den grandiosen Gänsekiel in das Lintensäßlein getunkt und wieder ausgespritzt, Schreibbegehrliche Blätter auf den Rathsherrn werfend. Der schien aber vergebens nach Worten zu trachten. Da schrieb der Kleine lech und las mit krächzender Stimme:

„Aktum Hohenflüh den —. Auf Befehl eines hiesigen hochweisen Rathes hatte sich der unterschriebene Deputirte“ —

„Recht,“ rief der Rathsherr, „recht liebster Professorkopf, recht himmlischer Aktuar, der unterschriebene Deputirte hatte sich — der unterschriebene Deputirte — das bin ich — ich hatte mich“ —

Es war im Rath des Himmels beschlossen, daß der unterschriebene Deputirte sein Werk nicht vollenden, nicht unterschreiben, Deobatus vielmehr von dem unseligen Zuspruch befreit werden sollte.

Hinein trat nehmlich ein Offizier von der Leibgarde des Fürsten, in Begleitung des Wirths, den er, als er Deobatus erblickte, fragte, ob das wirklich der junge Mann sey, der im Walde verwundet worden. Als der Wirth es bejaht, näherte sich der Offizier dem Lager des Deobatus und erklärte mit bescheidener Artigkeit, daß er Befehl habe, den Herrn Georg Haberland sogleich zum Fürsten nach Sonstz zu bringen. Er hoffe, daß sein Zustand kein Hinderniß in den Weg legen würde; es seyen alle Vorkehrungen getroffen, daß die Fahrt ihm durchaus nicht nachtheilig seyn könne, und werde auch übrigens der Leibchirurgus des Fürsten beständig an seiner Seite seyn.

Der Rathsherr, auf einmal des Auftrags enthoben, der ihm Angstschweiß ausgepreßt, näherte sich, vollen Sonnenschein im Antlitz, dem Offizier und fragte mit submissiver Verbeugung, ob er vielleicht den Arrestanten schließen lassen solle, größerer Sicherheit halber. Der Offizier blickte ihn aber ganz verwundert an, und fragte dann seinerseits, ob der gestrenge Herr Rathsherr wahnfinnig sey, was er denn für einen Arrestanten meine? Der Fürst wolle den Herrn Haberland selbst

sprechen, um alle Umstände eines Ereignisses zu erfahren, das seinen Zorn gereizt. Nicht begreifen könne der Fürst, wie in seinem Lande und vorzüglich ganz in der Nähe von Hohenflüh noch ein verruchter Meuchelmörder sein Wesen treiben dürfe, und werde deshalb die Dürigkeit, der die Sorge für die Sicherheit der Bürger obliege, zur schweren Verantwortung ziehen.

Man kann denken, wie dieß dem dicken Rathsherrn in alle Glieder fuhr, der kleine Schreiber purzelte aber sofort vom Stuhle herab und wimmerte unten: „Ich sey nichts als ein armer höchst unglücklicher Aktuar, dem es ganz schrecklich ergangen seyn würde, wenn er jemals die Zweifel hätte laut werden lassen, die er schon längst gegen die Weisheit des hochweisen Rathes in Zornern gehegt.“ —

Deobatus behauptete, um jedem Irrthum vorbeugen, daß er nicht der Vater Haberland sey, mit dem er nur große Aehnlichkeit haben müsse, vielmehr wie er hinlänglich auf die glaubhafteste Art nachweisen könne, Deobatus Schwenny heisse, und aus der Schwyig herzureiset sey. Der Offizier versicherte dagegen, daß es hier auf den Namen gar nicht ankomme, da der Fürst nur eben den jungen Mann zu sprechen verlangte, der im Walde verwundet worden. Nun erklärte Deobatus, daß er dann in jedem Fall der sey, den der Fürst gemeint, und daß er, da die Wunde nicht im minderen bedeutend, sich stark genug fühle, mitzugehen nach Sonstz. Der Leibchirurgus des Fürsten bestätigte dieß. Deobatus wurde sogleich in den bequemsten Kollerwagen des Fürsten gepackt und fort ging es nach Sonstz.

Ganz Hohenflüh war in Bewegung, als Deobatus durch die Straßen fuhr und des Verwunderten kein Ende, da es unerhört, daß der Fürst einen Fremden nach Sonstz holen lassen. Eben so, ja noch mehr verwunderten sich aber die Hohenflüher, als sie die beiden seit vielen Jahren tödtlich entzweiten Geratzen und Wirth zum goldenen Bock und zum silbernen Kamm erblickten, wie sie mitten auf der Straße, auf dem sogenannten breiten Stein freudlich mit einander conversirten, ja zutraulich sich in die Ohren zischelten.

Der genigte Lester weiß bereits, wodurch der goldene Bock und das silberne Kamm versöhnt wurden, einen noch wirkungsvolleren Grund dieser augenblicklichen Versöhnung fanden beide aber jetzt in der gemeinschaftlichen brennenden verzehrenden Neugierde, wer wohl der Fremde seyn könne, dem das Außerordentliche geschehen. —

#### Fünftes Kapitel.

Auf den Schwingen des Sturms war das tobende Gewitter schnell entsetzt über die Berge, und nur noch aus weiter Ferne zürnte murmelnd der Donner. Die sinkende Sonne blickte feurig durch die dunkeln Wälder, die tausend blinkende Krystalltropfen abschüttelnd sich wollüstig badeten in den Wogen der lauen Abendluft. — Auf einem von babylonischen Weiden umschlossenen Platz in jenem Park bei Sonstz, den der genigte Lester schon kennt, stand der Fürst mit über einander gestülpten Armen wie eingewurzelt und blickte hinauf in das Azur des wolkenlosen Himmels, als wolle er verschwundene Hoffnungen, ein in Gram und Schmerz verlorne Leben herab erblicken. — Da wurde in dem Gebüsch der Gardeoffizier sichtbar, den der Fürst nach Beschniff geschickt. Ungebuldig winkte er ihn heran und befahl dem jungen Menschen, dessen Ankunft der Offizier ihm meldete, sogleich vor ihn zu bringen und sollte man sich kaum eines Tragessels bedienen. — Es geschah wie der Fürst geboten.



So wie der Fürst den Deodatus ins Auge faßte, schien er auf das heftigste bewegt, unwillkürlich entflohen ihm die Worte: „O Gott! — meine Ahnung! — er ist es!“

Deodatus erhob sich langsam und wollte sich dem Fürsten nähern in ehrfurchtsvoller Stellung. „Bleiben Sie!“ — rief der Fürst, „bleiben Sie, Sie sind schwach, ermattet, Ihre Wunde ist vielleicht gefährlicher als Sie glauben — meine Neugierde soll Ihnen auf keine Weise nachtheilig seyn. — Man bringe zwei Lehnstühle.“

Alles dieses sprach der Fürst mit halber Stimme, doch so, man merkte, daß er mit Gewalt des Sturmes mächtig werden wollte, der in seinem Innern tobte. Als die Lehnstühle herbeigebracht, als sich auf Geheiß des Fürsten Deodatus in den einen hineingesetzt, als als er sich schon entfernt hatte, ging der Fürst noch immer mit starken Schritten auf und ab. Dann blieb er vor Deodatus stehen und in dem Blick, mit dem er ihn anschaut, lag der lebendigste Ausdruck des herzzerreißenden Schmerzes, der tiefsten Wehmuth, dann war es, als ginge alles wieder unter in der Gluth eines schnell wiedererlöschenden Jorns. — Eine unsichtbare Macht schien sich feindlich zu erheben zwischen ihm und Deodatus, und voll Entsetzen, ja voll Abscheu, prallte er zurück und kniet wieder heftiger auf und ab, indem er nur halbverhohlen hinblickte nach dem Jüngling, dessen Stauung mit jeder Sekunde krieg, der gar nicht wußte, wie sich ein Austritt enden werde, bei ihm die Brust zu durchdringen.

Der Fürst schien sich an Deodatus Anblick gewöhnen zu müssen, er rückte endlich den Lehnstuhl halb abwärts von Deodatus und ließ sich ganz erschöpft darauf nieder. Dann sprach er mit gedämpfter, beinahe weicher Stimme: „Sie sind fremd, mein Herr, Sie betreten als Reisender mein Land. — Was geben den Fremden Fürsten, dessen Ränken ich durchdreife, meine Lebensverhältnisse an? So können Sie fragen — aber Ihnen selbst unbekannt, gibt es vielleicht gewisse Verhältnisse, gewisse geheimnißvolle Beziehungen; — doch — genug. — Nehmen Sie mein fürstliches Wort, daß mich nicht leere menschliche Neugierde treibt, auch sonst keine unlautere Neugierde, aber — ich will, ich muß alles wissen!“

Die letzten Worte sprach der Fürst im Jorn entflammt heftig aufstehend von dem Lehnstuhl. Doch bald sich wärmend, sich zusammensetzend, ließ er sich aufs neue nieder und sprach so weich wie vorher: „Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen, junger Mann, verschweigen Sie mir keines Ihrer Lebensverhältnisse, sagen Sie mir insbesondere, woher und wie Sie nach Hohenflüh kamen, in welcher Art das, was Ihnen in Hohenflüh begegnete, mit früheren Ereignissen in Bezug stand. Vorzüglich wünsche ich genau zu wissen, wie es mit der weisen Frau“

Der Fürst stockte, dann fuhr er fort — wie sich selbst beschwichtigend: „Es ist tolles, wahnsinniges Zeug — oder eine Ausgeburt der Hölle ist dieß Blendwerk oder — nun — sprechen Sie, junger Mann, sprechen Sie frei, kein Geheimniß, keine Lüge“ —

Er wollte der Fürst wieder heftig aufstehen, er besann sich schnell und sprach das Wort nicht aus, das er auf der Zunge hatte.

Aus der tiefen Bewegung, die der Fürst zu unterbreiten sich vergebens mühte, konnte Deodatus wohl abnehmen, daß es sich hier um Geheimnisse handle, in die der Fürst selbst verflochten und die ihm auf diese oder jene Weise bedrohlich seyn mußten.

Deodatus seinerseits fand gar keinen Grund, nicht so aufrichtig zu seyn, wie es der Fürst verlangte, und bezug von seinem Vater, von seinen Knaben- und Jünglingsjahren, von seinem einsamen Aufenthalt in der

Schweiz zu erzählen. Er gedachte ferner, wie ihn der Vater nach Hohenflüh geschickt und ihm in geheimnißvollen Worten angedeutet, daß dort der Wendepunkt seines ganzen Lebens eintreten, daß er selbst zu einer That sich angeregt fühlen werde, die über sein Schicksal entscheiden würde. Getreu erzählte er nun weiter alles, was sich mit ihm, mit der weisen Frau, mit dem fremden Grafen in Hohenflüh begeben.

Mehrmals äußerte der Fürst das lebhafteste Erstaunen, ja er fuhr auf, wie im jähen Schreck, als Deodatus die Namen Natalie — Graf Hector von Zelies nannte.

Deodatus hatte seine Erzählung geendet, der Fürst schwieg mit niedergebeugtem Haupt in tiefes Nachdenken versunken, dann erhob er sich, stürzte los auf Deodatus und rief: „Da der Verruchte, dieses Herz sollte die Kugel durchbohren, die letzte Hoffnung wollte er tödten, Dich vernichten — Dich mein!“

Ein Thränenstrom ersticke des Fürsten Worte, er schloß ganz Wehmuth und Schmerz den Deodatus in seine Arme, drückte ihn heftig an seine Brust.

Doch plötzlich prallte wie vorher der Fürst voll Entsetzen zurück und rief, indem er die geballte Faust emporstreckte: „Fort, fort! Schlange, die sich einnistet will in meiner Brust — fort! Du teuflisches Trugbild, Du sollst meine Hoffnung nicht tödten, Du sollst mir mein Leben nicht verkümmern!“

Da rief eine ferne, seltsam dumpfe Stimme: „Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte graues Spiel!“ und krächzend flatterte ein schwarzer Rabe auf und hinein ins Gebüsch.

Sinnlos stürzte der Fürst zu Boden. Deodatus, zu schwach ihm beizustehen, rief laut um Hilfe. Der Leibarzt fand den Fürsten vom Schläge getroffen und in dem bedenklichsten Zustande. Deodatus wußte selbst nicht, welches unennbar schmerzhaftes Gefühl des tiefsten Mitleids seine Brust durchdrang, er kniete nieder bei der Tragbahre, auf die man den Fürsten gelegt, er küßte seine weitheraufgesunkene Hand und benetzte sie mit heißen Thränen. Der Fürst kam zu sich, die wie zum Tode erstarrten Augen hatten wieder Sehkraft. Er erblickte Deodatus, winkte ihm fort und rief mit bebenden Lippen kaum verständlich: „Weg — weg!“

Deodatus, tief erschüttert von dem Auftritt, der in das Innerste seines Lebens zu dringen schien, fühlte sich der Dummheit nahe, und auch seinen Zustand fand der Leibarzt so bedenklich, daß es nicht rathsam war, ihn zurückzubringen nach Hohenflüh.

Habe auch, meinte der Leibarzt, der Fürst den Willen geäußert, daß der junge Mann sich weggeben solle, so könne er doch fürs erste in einem entfernten Flügel des Landhauses untergebracht werden, und es sey gar nicht zu befürchten, daß der Fürst, der wohl in langer Zeit nicht aus dem Zimmer kommen dürfte, seinen Aufenthalt im Landhause erfahren sollte. Deodatus, in der That so erschöpft, daß er keines Willens, keines Widerspruchs fähig, ließ es sich gefallen, im Landhause des Fürsten zu bleiben.

War es schon sonst im Landhause still und traurig, so herrschte jetzt bei der Krankheit des Fürsten das Schweigen des Grabes, und Deodatus gewahrte nur dann, wenn ein Diener ihn mit den nöthigen Bedürfnissen versorgte oder der Wundarzt ihn besuchte, daß noch außer ihm Menschen im Landhause befindlich. Diese klostertliche Einsamkeit that indessen dem von alten Seiten befürmten Deodatus wohl, und er hielt eben das Landhaus des Fürsten für ein Asyl, in das er sich vor dem bedrohlichen Geheimniß, das ihn umgarnen wolle, gerettet.

Dazu kam, daß durch die schmucklose aber freundliche bequeme Einrichtung der beiden kleinen Zimmer,



die er bewohnte, vorzüglich aber durch die herrliche Aussicht, die er genoß, sein Aufenthalt jenen Reiz wohlthuernder Behaglichkeit enthielt, der das verdüsterste Gemüth aufzuheitern vermag. Er übersah den schönsten Theil des Parks, an dessen Ende auf einem Hügel die malerischen Ruinen eines alten Schlosses lagen. Hinter diesen stiegen die blauen Spitzen des fernen Gebirges empor. —

Deodatus nutzte sogleich die Zeit, als er ruhiger geworden und als ihm der Wundarzt dergleichen Beschäftigung erlaubte, um seinem alten Vater alles ausführlich zu schreiben, was sich mit ihm begeben, bis zum letzten Augenblick. Er beschwor ihn, nicht länger zu schweigen über das, was ihm in Hohenflüh bevorstand, und ihn so in den Stand zu setzen, seine eigene Lage ganz zu übersehen und sich gegen die Arglist unbekannter Feinde zu rüsten. —

Von dem alten verfallenen Schloß, dessen Ruinen Deodatus aus seinen Fenstern erblickte, stand noch ein kleiner Theil des Hauptgebäudes ziemlich unversehrt da. Dieser Theil schloß sich mit einem herausgebauten Erker, der, da an der andern Seite die Hauptmauer eingestürzt, frei und luftig heraushing wie ein Schwalbennest. Eben dieser Erker war, wie sich Deodatus durch ein Fernrohr überzeugte, mit Gesträuch, das sich aus den Mauerritzen hervorgebrängt, bewachsen, und eben dieses Gesträuch bildete ein Laubdach, welches sich ganz hübsch ausnahm. Deodatus meinte, daß es dort recht wohnlich seyn müsse, wiewohl jetzt es unmöglich schien hinaufzugelangen, da die Treppen eingestürzt. Um so mehr mußte daher Deodatus erstaunen, als er in einer Nacht, da er noch zum Fenster hinausschaute, ganz deutlich ein Licht in jenem Erker bemerkte, das erst nach einer Stunde wieder verschwand. Nicht allein in dieser, sondern auch in den folgenden Nächten gewährte Deodatus das Licht, und man kann denken, daß der in unerklärliche Geheimnisse verflochtene Jüngling auch hier wieder ein verhängnißvolles Abenteuer vermuthete.

Er theilte seine Beobachtung dem Wundarzte mit; der meinte aber, das Erscheinen des Lichts in dem Erker könne seinen natürlichen einfachen Grund haben. Eben in dem unversehrten Theil des Hauptgebäudes, und zwar im Erdgeschos, wären einige Zimmer für den Förster eingerichtet, der die Aufsicht habe über den fürstlichen Park; könne nun, wie er sich bei dem Beschaun der Ruinen oftmals überzeugt, auch nicht wohl oder wenigstens nicht ohne Gefahr der Erker bestiegen werden, so sey es doch möglich, daß vielleicht die Jägerbursche das Schwalbennest dort oben erklettert, um ihr Wesen ungestört zu treiben.

Deodatus war mit dieser Erklärung durchaus nicht zufrieden, er ahnte lebhaft irgend ein Abenteuer, das sich in den Ruinen des Schlosses verborgen.

Der Arzt verstattete ihm endlich, in der Dämmerung den Park zu durchwandern, wobei er aber mit Behutsamkeit jeden Ort vermeiden mußte, der aus den Fenstern des Zimmers, in dem der kranke Fürst befindlich, übersehen werden konnte. Der Fürst war nehmlich so weit hergestellt, daß er am Fenster zu sitzen und hinauszuschauen vermochte, seinem Scharfblick wäre Deodatus nicht entgangen, und fort hätte dieser müssen ohne Widerrede. Wenigstens glaubte der Leibarzt bei der Art, wie der Fürst damals mit dem Ausdruck des Abscheues den Jüngling von sich fortrückte, dieß voraussetzen zu müssen.

Deodatus wanderte, als ihm der Arzt Freiheit gegeben, sogleich nach dem verfallenen Schloß. Er traf auf den Förster, der über seine Erscheinung sehr verwundert that, und, als Deodatus ihm des breiteren sagte, wie er hergekommen und wie sich dann alles begeben,

ganz unversehrt meinte, daß die Herren, die ihn ohne Vorwissen des Fürsten einquartirt hätten ins Landhaus, ein gewagtes Spiel spielten. Er führe nehmlich der Fürst etwas davon, so könne es seyn, daß er fürs erste den jungen Herrn zum Tempel hinauswerfen ließe und alle seine Beschützer hinterher.

Deodatus wünschte den innern, noch unversehrteten Theil des Schlosses zu sehen, der Förster versicherte dagegen trocken, daß dieß nicht wohl angehe, da jeden Augenblick irgend eine morsiche Decke oder sonst ein Stück Mauer einstürzen könne, überdem sey aber die Treppe so verfallen, daß kein sicherer Trittmalch und man jeden Augenblick Gefahr laufe, den Hals zu brechen. Als nun aber Deodatus dem Förster bemerkte, daß er oftmals Licht im Erker erblickte, da entsagte dieser im großen barschen Ton, daß das ein einfältiger Irrthum seyn müsse und daß der junge Herr auch überdies wohl thun werde, sich um nichts anderes zu kümmern, als um sich selbst, und auch nicht auf Beobachtungen auszugehen. Er könne dem Himmel danken, daß er, der Förster, Mitleiden mit ihm habe, und nicht gleich hinginge und dem Fürsten rein heraussage, wie man gegen seinen strengsten Befehl gehandelt.

Deodatus gewährte wohl, daß der Förster unter dieser Grobheit ein gewisses verlegenes Wesen zu verstehen sich mühte. Bestätigt fand aber Deodatus die Vermuthung, daß ein Geheimniß hier verborgen, als er, über den Schloßhof schreitend, in einem ziemlich verborgenen Winkel des Gemäuers eine schmale hölzerne Freitreppe gewahrte, die neu erbaut und eben in den obern Stock des Hauptgebäudes zu führen schien.

#### Sechstes Kapitel.

Des Fürsten Krankheit, die immer bedenklicher wurde, erregte nicht geringe Bestürzung, nicht geringe Besorgniß. Schon früher erfuhr nehmlich der gewöhnliche Leser, daß die Gemahlin des Fürsten nebst dem Kinde, das sie geboren, auf unbegreifliche Weise verschwunden. Der Fürst war daher ohne Erben, und sein Nachfolger auf dem Thron ein jüngerer Bruder, der sich durch sein übermüthiges Betragen, durch lasterhafte Neigungen jeder Art, denen er auf freche Weise frohnte, dem Hof und dem Volk verhaßt gemacht hatte. Ein kühnster Gerücht klagte ihn des freventlichsten Verraths an dem Fürsten an, und fand darin die Ursache, daß er sich aus dem Lande entfernen müssen, ohne daß jemand seinen jetzigen verborgenen Aufenthalt kannte.

Die Hohenflüher zerbrachen sich weidlich die Köpfe, wie es denn nun gehen würde, wenn der Fürst gestorben. Sie zitterten vor dem tyrannischen Bruder, und wünschten er läge, wie es schon einmal geheißen, wirklich in dem tiefen Grunde des Meers.

An der Wirthstafel im goldenen Bock war nun eben von diesen Dingen stark die Rede, jeder sagte seine Meinung, und der bekannte Rathsherr urtheilte, ein hochweiser Rath könne ja bei der Regierung der Stadt auch ein wenig die Regierung des Landes mit überredmen, bis sich das weitere finde. Ein alter Mann, der in sich gekehrt, so lange geschwiegen, sprach nun mit dem Ton der tiefsten Mühsung: „Welch ein heftiges Ungemach trifft unser armes Land; den besten Fürsten erkorst irgend ein unerhörtes Verhängniß und raubte ihm alles Lebensglück, alle Ruhe der Seele, bis er dem entsetzlichen Schmerz erliegt! Wir haben von dem Nachfolger alles zu fürchten, und der einzige Mann, der feststehen, wie ein Fels im Meer, der unser Fort,



„Ihr Heil seyn würde, dieser einzige Mann ist da!“

Jeder wußte, daß der Alte keinen andern meinte, als den Grafen von Törny, der bald nachdem die Fürstin verschwunden, sich vom Hofe entfernte.

Graf Törny war in jeder Hinsicht ein ausgezeichnete Mensch. Mit dem schärfsten Verstande, mit der freien Gemüthsart, die den festen Takt gibt, nur das Richtige zu wollen, und die Kraft es zu vollbringen, verband er das edelste Gemüth, den regsten Sinn für alles Gute und Schöne. Er war der Beschützer des Unterdrückten, der rastlose Verfolger des Unterdrückers. So mußte es kommen, daß der Graf nicht allein die Liebe des Fürsten, sondern auch die Liebe des Volks gewann, und nur ein sehr kleiner Theil wagte es, dem Gerücht Glauben beizumessen, das ihn als schuldbar darstellte und das, man wußte es, der Bruder des Fürsten, der den Hofen in der tiefsten Seele haßte, auszutreiben sich bemüht hatte.

Mit Einem Munde rief alles an der Wirthstafel: „Graf Törny! — unser edler Graf Törny! O wäre er noch bei uns in dieser Zeit der Bedrängniß!“

Man trank auf des Grafen Wohl. Wurde nun weiter von des Fürsten bedenklicher Krankheit gesprochen, die ihn in das Grab bringen könne, so war es natürlich, daß man des jungen Mannes gedachte, in dessen Gegenwart den Fürsten der böse Zufall getroffen hatte. Der kluge Rathsherr witterte die abscheulichsten Dinge. Es sey gewiß, meinte er, daß der junge Mensch, der spricht genug gewesen, den hochweisen Rath durch drei diverse Namen über seine Person täuschen zu wollen, ein Spitzbube im höhern Styl gewesen, der arges im Sinn getragen.

Nicht umsonst habe der Fürst ihn nach Sonstig und voraus nach dem Landhause bringen lassen, um ihn selbst über allerlei höllische Anschläge zu befragen, und die Treue des Offiziers, der bequeme Wagen, der Leibwache, alles sey nur Maske gewesen, um den Verbrecher leicht zu erhalten und guter Dinge, damit er gleich gefesselt. Gewiß würde es dem Fürsten gelungen seyn, alles heraus zu bringen, wenn ihm nicht die kalte nasse Handlaff den Schlagfluß zugezogen und der junge Mensch nicht die Verwirrung benutzt hätte, um schnell zu entfliehen. Er wünschte nur, daß der Zaun nicht sich wieder sehen lasse in Hohenflüh, da solle er nicht zum zweitenmal der Gerechtigkeit des hochweisen Rathes unterliegen. — Eben hatte der Rathsherr dieß gesprochen, als der junge Mann, von dem die Rede, hereintrat, stillschweigend und ernst die Gesellschaft grüßte, und sich an die Tafel setzte.

„Schönstens willkommen, bester Herr Haberland,“ sprach der Wirth, der des Rathsherrn böse Meinung nicht theilen konnte, „schönstens willkommen! — Kom! — Sie dürfen gewiß keine Scheu tragen, sich in Hohenflüh sehen zu lassen?“ Der junge Mann schien über des Wirths Anrede sehr befremdet, da setzte sich der kluge Rathsherr in Positur und begann sehr pathetisch: „Mein Herr, ich erkläre Ihnen hiermit“ — da sah ihn aber der junge Mann mit einem scharfen durchdringenden Blick so fest ins Auge, daß er verstummte und unwillkürlich mit einer Verbeugung hinausstotterte: „Ganz gehorsamster Diener!“

„Vielleicht hat der geneigte Leser auch schon die Bemerkung gemacht, daß es Leute giebt, die, fast man sie schief ins Auge, sogleich wie im Gefühl schuldiger Demuth zu grüßen pflegen.

Der junge Mann aß und trank nun, ohne ein Wort zu reden. Auf der ganzen Gesellschaft lag ein schwüles erwartungsvolles Stillschweigen.

Der Alte, der vorher gesprochen, redete endlich den

jungen Menschen an, indem er ihn fragte, ob die Brustwunde, die er im Walde bei Hohenflüh erhalten, schon wieder ganz geheilt sey. Der junge Mann erwiderte, daß man sich in seiner Person irren müsse, da er nie in der Brust verwundet worden.

„Ich verstehe,“ fuhr der alte Mann schlau lächelnd fort, „ich verstehe, Herr Haberland, Sie sind wieder völlig hergestellt und wollen von dem unangenehmen Vorfall nicht ferner reden. — Aber da Sie gegenwärtig waren, als unsern guten Fürsten der Schlag traf, so werden Sie uns am besten sagen können, wie sich alles begab und was man von dem Zustande des Fürsten zu hoffen oder zu fürchten hat.“

Der junge Mensch erwiderte, daß derselbe Irrthum auch hier im Spiele seyn müsse, da er nie in Sonstig gewesen, nie den Fürsten Remigius gesehen habe. Indessen sey ihm die Krankheit des Fürsten bekannt geworden und er wünsche näheres darüber zu erfahren.

„Vielleicht,“ meinte der Alte, „wolle oder dürfe der Herr Haberland von seinem Aufenthalt bei dem Fürsten nicht viel sprechen, vielleicht habe auch das Gerücht vieles von dem entstellt, was sich in Sonstig begeben, so viel sey aber gewiß, daß der Fürst den jungen Mann, der hier verwundet worden und für den er den Herrn Haberland nun einmal halten müsse, nach Sonstig heraus holen lassen und daß ihn bei einem einsamen Gespräch mit diesem jungen Manne im Park der Schlag getroffen. Entfernte Diener hatten auch eine seltsame dumpfe Stimme rufen gehört:

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte graufes Spiel!“

Der junge Mensch seufzte tief auf, wechselte die Farbe, alles verrieth die tiefste innere Bewegung. Er stürzte schnell einige Gläser Wein hinunter, bestellte eine zweite Flasche, und entfernte sich aus dem Zimmer. Die Tafel war geendet, der junge Mensch kam nicht wieder. Der Portier hatte ihn schnell dem Neudorfer Thor zueilen gesehen. Die Bezahlung für das Couvert lag auf dem Teller.

Nun gerieth der Rathsherr in gewaltigen Umtheiser, sprach von Nachsehen, Steckbriefen zc. Der Alte erinnerte ihn aber an einen großen Vorfall, der ihm, als er bei ähnlichem Anlaß eine unzeitige Thätigkeit bewiesen, eine tüchtige Nase von der Landesbehörde zugezogen, und meinte, es möchte wohl besser seyn, sich um den jungen Mann gar nicht weiter zu kümmern und die Sache ruhen zu lassen.

Die ganze Gesellschaft stimmte dieser Meinung bei, und der Rathsherr ließ wirklich die Sache ruhen.

Während sich dieß in Hohenflüh begab, war Haberland's Doppeltgänger, der junge Deodatus Schwenby, in einen neuen Zauberkreis bedrohlicher Abenteuer gerathen.

Mit magischer Gewalt hatte es ihn immer hingezogen nach dem verfallenen Schlosse.

Als er eintrat, da es schon dämmerte, vor dem geheimnißvollen Erker stand und mit einer Sehnsucht, die er selbst nicht zu deuten wußte, hinausblickte nach den erblindeten Fenstern, war es ihm, als gewahre er eine weiße Gestalt, und in demselben Augenblick fiel auch ein Stein zu seinen Füßen nieder. Er hob ihn auf und löste das Papier los, mit dem er umwickelt. Er fand folgende Worte mit Bleistift kaum leserlich hingekritzelt:

„Georg! — mein Georg! — ist es möglich! Täuscht mich nicht mein aufgeregter Sinn? Du hier! — o ihr ewigen Himmelsmächte! — In diesen verfallenen Mauern liegt der Vater wie im Hinterhalt — ach! nur böses brütend! Fliehe, fliehe Georg! ehe des Vaters Zorn dich erreicht! Doch nein — bleibe noch! — Ich



muß Dich sehen und ein einziger Augenblick seliger Wonne, dann fliehen! — bis Mitternacht ist der Vater abwesend. Komme! — über den Schloßhof — die hölzerne Treppe, doch nein, es ist nicht möglich. Des Försters Leute — schlafen sie auch, die wachen Hunde fallen Dich an! Auf der Südseite steht noch eine Treppe, die nach den Zimmern führt, doch ist sie morsch und verfallen. — Du darfst es nicht wagen, aber ich komme herab! — O Georg, was vermag alle Arglist der Hölle gegen ein liebendes Herz. Natalie ist Dein — Dein auf ewig!"

„Sie ist es,“ rief Deobatus ganz außer sich, „es ist kein Zweifel mehr, ja sie ist es, der Traum des Knaben, die glühende Sehnsucht des Jünglings! — Hin zu ihr — um sie nie wieder zu lassen, aufgehen, lichtvoll aufgehen soll des Vaters dunkles Geheimniß! — Aber! — bin ich es denn? — bin ich der Georg?“

Wie ein tödtender Krampf erfaßte den armen Deobatus der Gedanke, daß ja nicht er, daß es jener unbekanntes Doppeltgänger sey, den Natalie liebe, den sie wiedergesunden zu haben glaube. „Und doch,“ so sprach das glühende Verlangen der Liebe aus dem Innern heraus, „und doch, kann nicht eben jener Doppeltgänger der seyn, der sie täuscht, kann ich nicht der seyn, dem sie angehört, mit dem sie geheimnißvolle Bande verknüpfen? Hin zu ihr!“ — So wie die Nacht eingebrochen, schlich Deobatus hinaus aus seinen Zimmern. Im Park, unfern des Landhauses, hörte er Stimmen flüstern, schnell duckte er sich nieder in's Gebüsch. Da schritten zwei, in Mäntel gehüllte Männer dicht bei ihm vorüber. „Also,“ sprach der eine, „also noch lange könnte es dauern mit dem Fürsten, meinte heute der Leibarzt?“ „So ist es, gnädigster Herr,“ erwiderte der andere. „Nun,“ fuhr der erste fort, „so muß man zu andern Mitteln!“ — die Worte wurden unbeutlich. Deobatus richtete sich in die Höhe, dem Sprechenden fiel der volle Glanz der leuchtenden Mondesstrahlen in's Gesicht, Deobatus erkannte mit Entsetzen den Grafen Hektor von Jellies.

Erbebend vor dem Gedanken, daß der Hölle schwarze Ausgeburt, daß der Mord hier im Finstern lauere, zu gleicher Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt fortgetrieben, von glühender Sehnsucht, von durstendem Verlangen, schlich Deobatus fort. Im Mondlicht fand er die verfallene Treppe an der Südseite, doch wollte er verzweifeln, als er, kaum einige Stufen hinaufgeklettert, die Unmöglichkeit einsah, in der tiefen Finsterniß, die ihn nun umgab, weiter fortzukommen. Doch plötzlich leuchtete ein fernes Licht aus dem innern Gebäude ihm entgegen. Er kletterte nicht ohne Gefahr vollends die Treppe herauf und kam in einen hohen weiten Saal. — In blendendem Liebreiz, in hoher Anmuth stand das holde Wunder seiner Träume vor ihm. „Natalie!“ rief Deobatus und stürzte dem herrlichen Frauenbilde zu Füßen. Doch mit süßem Wohlklang lächelte Natalie: „Mein Georg!“ und schloß den Jüngling in ihre Arme. Keine Worte — nur Blick, nur Kuß, die Sprache heißer stürmischer Liebesgluth. Da rief Deobatus im Wahnsinn tödtender Angst inbrünstiger Wonne: „Mein — mein mein bist Du Natalie! glaube an mein Ich — ich weiß, mein Doppeltgänger hat Dir die Brust zerpalten wollen, aber er traf mich — es war nur eine Kugel, die Wunde ist geheilt und mein Ich lebt. — Natalie, sage mir nur, ob Du an mein Ich glaubest, sonst erfaßt mich der Tod vor Deinen Augen! — Ich heiße auch nicht Georg, aber doch bin ich selbst mein Ich, und kein anderer.“

„Weh mir,“ rief Natalie, sich aus des Jünglings Armen loswindend, „Georg, was sprichst Du? — Doch nein, nein! — ein bedrohliches Verhängniß hat Deine

Sinne aufgeregt! — Sey ruhig, sey ganz ruhig mein Georg!“

Natalie breitete die Arme aus und Deobatus umfing sie, drückte sie an die Brust, indem er laut rief: „Da Natalie, ich bin es, ich bin der, den Du liebst. — Wer will es wagen, wer vermag es, mich aus diesem Himmel voll Seligkeit zu reißen! — Natalie — laß uns fliehen, laß uns fliehen — fort — daß mein Doppeltgänger Dich nicht erreiche — fürchte nichts — es ist mein Ich, das ihn tödtet!“

In dem Augenblick ließen sich dumpfe Tritte hören und: „Natalie, Natalie!“ erscholl es durch die hohen Gemächer!

„Fort,“ rief Natalie, indem sie den Jüngling nach der Treppe drängte und ihm die Lampe, die sie mitgebracht, in die Hand gab, „fort, sonst sind wir verloren, der Vater ist gekommen. — Morgen um diese Zeit komme wieder, ich werde Dir folgen.“

Halb sinnlos kletterte Deobatus die Treppe herab, es war ein Wunder zu nennen, daß er nicht hinsügte über die verfallenen Stufen. Unten löschte er die Lampe aus, und warf sie in's Gebüsch. Kaum war er einige Schritte fortgegangen, als er hinterwärts von zwei Männern gepackt wurde, die mit ihm schnell davon rannten, ihn in den Wagen hoben, der vor dem Gatterthor stand und mit ihm davon fuhr im tausenden Gallop.

Eine gute Stunde mochte Deobatus gefahren seyn, als der Wagen still hielt im dicksten Walde vor einer Köhlerhütte. Männer mit Fackeln traten aus der Hütte, man bat den Jüngling auszusitzen, er that es. Ein alter stattlicher Herr kam schnell heran, und mit dem Ausruf: „Mein Vater!“ stürzte ihm Deobatus an die Brust.

„Aus den Schlingen,“ sprach der alte Amadeus Schwendy, „aus den Schlingen der Arglist und Bosheit habe ich Dich gerettet, dem Morde habe ich Dich entrissen, mein theurer Sohn! Bald enthüllt sich nun das Verborgene, bald tagt nun das herauf, was Du in Deiner Brust nicht zu ahnen vermagst.“

### Siebentes Kapitel.

Am frühesten Morgen erwachte der Fürst aus tiefem ruhigem Schlummer. Er schien erquickt, die Krankheit gebrochen, mit Ungebuld verlangte er den Leibarzt. Nicht in geringe Verwunderung gerieth dieser, als der Fürst ihm in dem mildesten Ton befahl, den Jüngling, den er, wie er sehr gut wisse, im Landhause verborgen, sogleich zur Stelle zu bringen.

Der Leibarzt wollte sein Verfahren mit dem Justizbe des Jünglings, der Ruhe und die sorgsamste ärztliche Behandlung erfordert, entschuldigen, der Fürst unterbrach ihn aber mit der Versicherung, daß es keiner Entschuldigung bedürfe, da er, der Leibarzt, ihm eben es zu ahnen, die größte Wohlthat erzeigt. Uebri gens sey ihm gestern erst der Aufenthalt des Jünglings durch den Förster verrathen worden.

Deobatus war nun aber spurlos verschwunden, und als der Fürst dies erfuhr, gerieth er in sichtliche Bewegung. Mit dem schmerzlichsten Tone wiederholte er mehrmals: „Warum entsloh er — warum entfiel er? — Wußte er nicht, daß jede Bethörung wichtig im Tode?“

Auf Befehl des Fürsten kam der Präsident des Staatsraths, außerdem aber noch der Präsident der obersten Justizkammer mit zwei Raths. Die Thüren wurden sogleich verschlossen, man konnte vermuthen, daß der Fürst testire.



Am folgenden Morgen verkündete der dumpfe Ton der Glocken den Sönigern den Tod des Fürsten, der in der Nacht nach einem wiederholten Anfall des Schlags kampf und ruhig entschlummert war.

Der Staatsrath, die obersten Behörden, versammelten sich im Schloß. Der letzte Wille des Fürsten sollte eröffnet werden, da man mit Recht vermuthen konnte, daß bei dem Mangel eines Thronfolgers darin Bestimmungen enthalten seyn würden, wie wenigstens vorüberblicklich die Verwaltung des Staats fortgesetzt werden sollte.

Der feierliche Akt sollte beginnen, als plötzlich, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, der verschollene jüngere Bruder des Fürsten hineintrat, und erklärte, daß er nun als regierender Fürst allein zu gebieten habe, und daß jede Verfügung des Fürsten, die des Bruders Rechte auf den Thron auch nur im mindesten schmälere, unwirksam seyn und bleiben müsse. Mit der Eröffnung des Testaments habe es daher Zeit. —

Allen war die unerwartete Erscheinung des Fürsten Isidor ein unerklärliches Räthsel, denn niemand wußte, daß Fürst Isidor, durch das Alter, überdem aber noch durch falsches Haar, durch Schminke entsetzt und auf diese Weise unerkannt, im Lande hauste, daß er in den letzten Tagen in jenem verfallenen Schloß auf den Tod des Fürsten lauerte.

Gleich, nachdem er das Fürstenthum Reitingen verlassen, hatte er den Namen eines Grafen Hector von Kiles angenommen und überhaupt jede Spur, wo er geblieben, geschickt zu vertilgen gewußt. —

Der Präsident des Staatsraths, ein ehrwürdiger Herr, versicherte, dem Fürsten Isidor fest ins Auge zu sehen, daß, bevor nicht der letzte Wille des Fürsten Remigius eröffnet, er den Bruder nicht für zur Thronfolge berechtigt halten könne. Gewisse Geheimnisse würden vielleicht kund werden und die Dinge sich anders gestalten.

Die letzten Worte sprach der Präsident mit erhöhter harter Stimme, und man sah den Fürsten Isidor plötzlich erblasen.

Die Eröffnung des Testaments geschah nun mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten, und alle, den Fürsten Isidor ausgenommen, gerieten über den Inhalt in das freudigste Staunen. Der Fürst hatte erklärt, wie er erst auf dem Todtbette das heillose Unrecht eingesehen, daß er der tugendhaften Gemahlin angethan, wie er, auf den bloßen Verdacht der Untreue hin, den ihm ein arglistiger Bösewicht beizubringen gewußt, kammte dem Kinde, das sie ihm gebohren, verflohen und in ein fernes, ödes Grenzschloß einsperren lassen, aus dem sie entflohen, ohne daß es möglich gewesen, auch nur die mindeste Spur weiter von ihr zu erforschen. Den Sohn, Dank sey es der himmlischen Macht, habe er gefunden, denn die innerste Ueberzeugung sage es ihm, daß der Jüngling, der unter dem Namen Deodatus Schwendy zu ihm gebracht worden, kein anderer sey, als eben sein Sohn, den er in satanischer Verblendung von sich geworfen. Jeden Zweifel, der über die Identität dieses Jünglings und seines Sohnes entstehen könne, werde der Graf von Törny heben können, der den Sohn geseht und erzogen und der unter dem Namen Amadeus Schwendy in tiefer Verborgenheit auf einem Landhause bei Luzern wohne. — Daß übrigens der böse Verdacht, den er gehegt gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt seines Sohnes durchaus nichts vermögen könne, verstehe sich von selbst. — Den Rest des Testaments füllten Aussprüche der tiefsten Reue, Bethuerungen, daß aller Argwohn vertilgt sey aus seiner Brust, und an den Sohn und künftigen Herrscher gerichtete kräftige väterliche Worte.

Fürst Isidor sah rings umher mit lächelndem Hohn, und meinte dann, daß das alles auf einer Vision des sterbenden Fürsten beruhen könne, und daß er durchaus nicht geneigt sey, wohlverordnete Rechte wahnsinnigen Fantasien aufzuopfern. Wenigstens sey der vermeintliche Thronerbe nicht da, und es werde sehr darauf ankommen, was der Graf von Törny sagen, und wie es ihm gelingen möchte, jene Umstände, die der Fürst angeführt, so glaubhaft in's Klare zu stellen, daß kein Zweifel gegen den Jüngling, der plötzlich als Thronerbe vom Himmel gefallen, und der vielleicht ein Abentheurer, aufkommen könne. Zur Zeit werde er daher sogleich den Thron bestiegen.

Kaum hatte Fürst Isidor diese Worte gesprochen, als in voller Würde, reichgekleidet, den funkelnden Stern auf der Brust, der alte Amadeus Schwendy oder vielmehr der Graf von Törny hereintrat, und an seiner Hand den jungen Menschen führte, der so lange für seinen Sohn Deodatus Schwendy gegolten. Aller Blicke waren auf den Jüngling gerichtet, alle riefen wie aus einem Munde: „Es ist der Fürst, es ist der Fürst!“

Noch waren aber die Wunder des Tages nicht erschöpft, denn so wie Graf Törny die Lippen geöffnet zum Sprechen, so unterbrach ihn der Jubel des Volks, der sich unten auf der Straße vernehmen ließ. „Es lebe die Fürstin — es lebe die Fürstin!“ so tönte es herauf, und bald trat eine hohe majestätische Frau in den Saal, der ein Jüngling folgte.

„Ist es möglich,“ rief der Graf von Törny ganz außer sich, „ist es kein Traum? — Die Fürstin — ja es ist die Fürstin, die wir verloren glaubten! — Glückseliger Tag, segensreicher Augenblick. Mutter, Sohn, sie sind gefunden!“ — So rief die ganze Versammlung.

„Ja,“ sprach die Fürstin, „ja, der Tod eines unglücklichen Gemahls gibt euch, ihr Treuergebenen, Eure Fürstin wieder, doch noch mehr! Erblickt den Sohn, den sie gebar, erblickt Euren Fürsten, Euren Landesherrn!“

Damit führte sie den Jüngling, der ihr gefolgt, mit in den Saal. Ihm trat rasch der Jüngling, der mit dem Grafen von Törny gekommen, entgegen, und beide, sich nicht nur gleichend; nein, einer des andern Doppeltgänger in Antlitz, Wuchs, Gebehrde, zc. blieben, vor Entsetzen erstarrt, in den Boden festgewurzelt stehen! —

Es möchte hier der Ort seyn, dem geneigten Leser zu sagen, wie sich alles begab am Hofe des Fürsten Remigius.

Fürst Remigius war mit dem Grafen von Törny aufgewachsen, beide sich gleich an hohem Geist und edlem Gemüth, fühlten sich eng verknüpft, und so geschah es, daß, als der Fürst den Thron bestieg, der Freund, den er innig im Herzen trug, den er nicht lassen konnte, der erste nach ihm wurde im Staat. Daß der Graf sich in seiner Stellung überall Vertrauen und Liebe gewann, hat der geneigte Leser bereits erfahren.

Beide, der Fürst und Graf von Törny, waren, als sie einen benachbarten Hof besuchten, zu gleicher Zeit in Liebe gekommen, und der Zufall wollte, daß Prinzessin Angela, welche der Fürst, und Gräfin Pauline, die der Graf gewählt, eben so von Kindheit an in Lieb' und Freundschaft verbunden waren, als sie selbst. Sie feierten beide ihre Vermählung an einem und demselben Tage, und nichts in der Welt schien ein Glück stören zu können, das in ihrem tiefen Innern begründet.

Ein dunkles Verhängniß wollte es anders! —

Je länger die Fürstin den Grafen Törny sah, je mehr sich ihr sein ganzes inneres Wesen glanzvoll entfalte, desto stärker, desto wunderbarer fühlte sie sich hingezo-



gen zu dem herrlichen Mann. Die reinste Himmelstugend, die vorwurffreieste Treue selbst, gewährte die Fürstin endlich mit Entsetzen, daß die flammendste Liebesgluth sie verzehre. Sie dachte, sie empfand nur ihn, Todesode war in ihrer Brust, wenn sie ihn nicht sah, alle Wonnen des Himmels stiegen herab, wenn er kam, wenn er sprach! — Trennung, Flucht war nicht möglich, und doch der furchtbare Zustand, in dem sie mit der glühendsten Leidenschaft, mit den quaalvollsten Vorwürfen rang, nicht zu ertragen. Es schien oft, als wolle sie ihre Liebe, und mit dieser ihr Leben, aushauchen in den Busen der Freundin. Krampfhaft schloß sie in Thränen gebadet die Gräfin in die Arme, und sprach mit herzzersehrendem Ton: „Du Selige, Dir glänzt ein Paradies, aber meine Hoffnung ist der Tod!“ —

Die Gräfin, weit entfernt zu ahnen, was im Innern der Fürstin vorging, fühlte sich doch von dem namenlosen Schmerz der Fürstin so tief ergriffen, daß sie mit ihr klagte und weinte, und sich auch den Tod wünschte, so daß der Graf über die plöthliche Melancholie der sonst heitern unbefangenen Frau nicht wenig in Verlegenheit gerieth.

An beiden, an der Fürstin und an der Gräfin, hatte man schon in ihrer früheren Jugend, zu Zeiten eine an Hysterismus gränzende Ueberspannung bemerkt, mit so größerem Recht glaubten daher die Aerzte, alle seltsamen Ausbrüche eines krankhaften Ueberreizes, die vorzüglich bei der Fürstin jedem Beobachter auffallen mußten, dem Zustande zuschreiben zu müssen, in dem sich beide Frauen befanden. Beide waren in guter Hoffnung.

Ein seltnes Spiel des Zufalls — oder mag es ein wunderbares Verhängniß genannt werden — fügte es, daß beide, die Fürstin und die Gräfin, in derselben Stunde, ja in demselben Augenblick von Söhnen entbunden wurden. — Noch mehr! Mit jeder Woche, mit jedem Tage offenbarte sich deutlicher eine solche Aehnlichkeit, ja eine solche völlige Gleichheit beider Kinder, daß es ganz unmöglich, sie von einander zu unterscheiden, beide trugen in ihren kindischen Gesichtern aber schon deutlich die Züge des Grafen von Löry. Konnte hier noch ein Irrthum, eine Täuschung statt finden, so entschied der ganz ausgezeichnete Bau des Schädels so wie ein kleines, wie die Mondesichel geformtes Mal auf der linken Schläfe jene Aehnlichkeit ganz und gar.

Das feindliche Mißtrauen, der böse Argwohn, der jederzeit in einem verderbten Herzen zu wohnen pflegt, hatte dem Fürsten Isidor das Geheimniß der Fürstin verrathen. Er war bemüht gewesen, das Gift dem Fürsten einzusüßen, das er gesogen, doch der Fürst wies ihn mit Verachtung zurück. Jetzt war der Zeitpunkt da, der dem Fürsten Isidor gelegen schien, seinen Angriff auf den Grafen Löry, und auf die Fürstin, die er beide tödtlich haßte, da sie überall seiner bösen Einwirkung entgegenstanden, zu erneuern.

Der Fürst wankte, doch nimmermehr hätte jene bloße Aehnlichkeit des Kindes mit dem Grafen Löry den Fürsten zu irgend einem entseßlichen Entschluß gebracht, hätte das Betragen der Fürstin nicht den Ausschlag gegeben.

Keine Ruhe fand die Fürstin, wie von dem tiefsten Schmerz, ja von namenloser Quaal zerrissen, durchjammerte sie die Tage, die Nächte. Bald bedeckte sie das Kind mit den zärtlichsten Küffen, bald gab sie es mit abgewandtem Gesicht, mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheus zurück. „Gerechter Gott, so hart straffst Du das Verbrechen!“ diesen Ausruf der Fürstin hatten mehrere gehört, und auf nichts anders konnte dieß deuten, als auf eine verbrecherische That, der nun die bitterste Reue folgte.

Mehrere Monate vergingen, endlich kam der Fürst

zum Entschluß. In der Nacht ließ er Mutter und Kind nach einem öden entfernten Gränzschloß bringen und verwies den Grafen Löry vom Hofe. Aber auch der Bruder, dessen Anblick dem Fürsten unerträglich, mußte fort. —

Nur der Geist hatte gesündigt, irdische Begierde keinen Theil daran; fest stand die Treue, aber auch jene Sünde des Geistes galt der Fürstin als ein strafwürdiges Verbrechen, das nur die tiefste Reue zu läutern vermochte.

Der Aufenthalt in dem öden Schloße, die strenge Bewachung, alles trug dazu bei, den krampfhaften Zustand, in dem sich die Fürstin befand, beinahe bis zum Wahnsinne zu steigern.

Da begab es sich, daß eines Tages mit Spiel und Gesang ein Zigeunertrupp daher zog und sich hülagerete dicht vor den Mauern des Schlosses.

Der Fürstin war es, als fielen plöthlich dicke Schleier, und sie vermöge hinauszublicken in ein helles buntes Leben. Eine unaussprechliche Sehnsucht erfaßte ihre Brust. — „Hinaus — hinaus in's Freie! — Nehmt mich auf — nehmt mich auf!“ — so rief sie, indem sie die Arme ausstreckte durch das geöffnete Fenster. Ein Zigeunerweib schien sie zu verstehen, kam freundlich winkte sie ihr zu, und blühschnell hatte ein Zigeunerbube die Mauer erklettert. Die Fürstin nahm ihr Kind, rannte herab, die Pforte war offen, der Zigeunerbube schaffte geschickt das Kind herüber. Erstes stand die Fürstin vor der Mauer, die sie nicht zu erklettern vermochte. Doch alsbald senkte sich eine Strickleiter herab, wenige Sekunden, und sie war in Freiheit. —

Mit Jubel empfing sie die Zigeunerherde, die ihrem Glauben gemäß in der vornehmen Frau, die dem Gesängnisse entflohen, einen Glückstern fand, der ihr aufgegangen. „Hoho,“ sprach ein altes Zigeunerweib, „seht Ihr denn nicht, wie die Fürstentron' auf ihrem Haupte funkelt? — Solch ein Glanz kann nie verbleichen.“

Das wilde nomadische Herumstreifen der Zigeuner, ihr Treiben dunkler Wissenschaft, geheimnißvoller Kunst, war der Fürstin wohlthätig, denn indem ihre, beinahe bis zum wirklichen Wahnsinn gesteigerte Ueberspannung frei ins Leben treten konnte, wurde sie versöhnt mit dem Leben. Das Kind wußten die Zigeuner geschickt unterzubringen bei einem alten frommen Landepriester. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß es die Fürstin war, die, als sie ruhiger geworden und des wilden Lebens satt, sich von der Horde getrennt hatte, auftrat als weiße Frau mit dem Raben u. s. w. und eben so ist es nun erklärt, warum Fürst Isidor den Maler Georg Haberland und den jungen Deodatus Schwendy für eine und dieselbe Person, und zwar für den jungen Fürsten haltend, sich den auf jede Weise vom Halse zu schaffen suchte, der allein ihm jede Hoffnung auf den Thron bereiten konnte.

Wunderbar ist es, daß beide, Haberland und Schwendy, das geliebte Wesen längst träumten, das ihnen dann in vollem Leben entgegentrat; wunderbar, daß eben dieses Wesen Natalie, die Tochter des Fürsten Isidor's war, welche beide, der Graf von Löry und die Fürstin, als auserwählt ansahen, in der Verbindung mit dem Fürsten das dunkle Verhängniß bis dahin gewaltig, aufzuhalten, daß beide daher alle Mittel, die ihnen zu Gebote standen, aufbietend, dahin strebten, ein Paar zu vereinen, welches, wie sie wähnten, eine geheimnißvolle Bekettung der Dinge für einander bestimmt hatte.

Man weiß, wie nun alle Pläne scheiterten, weil die Doppeltgänger auf ihren Wegen sich durchkreuzten,



man weiß auch, wie, als der Fürst tödtlich erkrankt, sich alle die, welche sein Gebot vertrieben hatte, wieder sammelten in seiner Nähe.

### Achtes Kapitel.

„Ho! — vor Entsetzen erstarrt, in den Boden festgewurzelt standen beide Doppeltgänger sich gegenüber. Eine dumpfe Gewitterstürme lag auf der ganzen Versammlung, jeder fragte im Herzen: „Wer von beiden ist der Fürst?“

Der Graf von Törny brach zuerst das Stillschweigen, indem er dem Jüngling, der der Fürstin gefolgt, entgegentrat und wie in schmerzlicher Wonne rief: „Mein Sohn!“

Da bligten die Augen der Fürstin von strahlendem Feuer, und sie sprach mit niederschmetternder Hoheit: „Dein Sohn, Graf Törny? — und wer ist der, der sich Dir sieht? — Der Räuber eines Throns, der diesem gebührt, der an meiner Brust gelegen?“

Fürst Isidor wandte sich an die Versammlung, und meinte, daß, da über die Person des jungen Fürsten kein Thronfolgers vollkommene Ungewissheit herrsche, es sey es natürlich, daß weder der eine noch der andere der beiden Prätendenten den Thron besteigen könne, wem es darauf ankommen, wer von beiden jene rechtmäßige Geburt am besten und glaubhaftesten nachzuführen werde.

Einer solchen Ausführung, versicherte der Graf von Törny, bedürfe es ganz und gar nicht, da er im Stande sey, in wenigen Minuten die Versammlung davon zu überzeugen, daß sein Jüngling der Sohn des verstorbenen Fürsten Nemigius, mithin dessen rechtmäßiger Thronfolger sey.

Das, was der Graf von Törny der Versammlung jetzt vortrug, bestand in folgendem:

Da sehr war die vertrauteste Dienerschaft des Fürsten Nemigius dem Grafen ergeben, als daß dieser nicht von dem Entschlusse des Fürsten unterrichtet seyn, so nicht den Augenblick hätte wissen sollen, der zur Verheiratung der Fürstin und ihres Kindes bestimmt werden. Der Graf übernahm die Gefahr, in die der Thronerbe gerieth, die Verwirrung, die vielleicht künftig die Aehnlichkeit des Kindes mit dem seinigen verursachen, das Unglück, welches nach dem Tode des Fürsten eintreten konnte. Er beschloß allem vorzubeugen.

Es gelang ihm in später Nacht, in Begleitung zweier vertrauten Mäthe, des Vorstehers des geheimen Archivs, des Leibdoctores, des Wundarztes und eines alten Kammerdieners, in das Wohnzimmer der Fürstin zu gelangen. Die alte, ebenfalls ins Vertrauen gezogene Wärterin brachte das Kind herbei, während die Fürstin eingeschlummert, diesem, das in einem durch narkotische Mittel hervorgebrachten Schlaf lag, wurde nun von dem Wundarzt ein kleines Zeichen auf die linke Brust gebrannt, dann nahm es der Graf Törny, und übergab der Wärterin sein eigenes Kind. Ueber den ganzen Hergang der Sache wurde ein genauer Akt aufgenommen, und derselbe, dem eine Abbildung des eingetragenen Zeichens beigelegt, von allen gegenwärtigen Personen unterschrieben und besiegelt, dem Archivarius übergeben zur Aufbewahrung im geheimen fürstlichen Archiv.

So geschah es, daß der Sohn des Grafen Törny mit der Fürstin fortgebracht und der junge Fürst von dem Grafen von Törny aufgezogen wurde, für seinen Sohn geltend.

Die Fürstin, niedergebengt von Gram, trostlos über

das heillose Geschick ihrer Herzensfreundin, starb bald nach ihrer Ankunft in der Schweiz.

Von den Personen, die damals bei dem Akt gegenwärtig gewesen waren, lebten noch der Wundarzt, der Archivarius, die Wärterin und der Kammerdiener; auf Graf Törnys Veranstaltung hatten sich alle auf dem Schlosse eingefunden.

Der Archivarius brachte nun den Akt herbei, der im Beiseyn der vorhin genannten Personen geöffnet, und von dem Präsidenten des Staatraths laut verlesen wurde.

Der junge Fürst entblößte die Brust, das Zeichen wurde gefunden, jeder Zweifel war gehoben, und heiße Segenswünsche tönten aus der Brust der treuesten Vasallen.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Ingrimmes hatte sich Fürst Isidor entfernt, während der Akt verlesen wurde. — Als nun die Fürstin sich allein befand mit dem Grafen von Törny und den beiden Jünglingen, da war es, als wollte ihre Brust zerspringen, nicht mehr vermögend, den Sturm der mannigfachen Gefühle zu bergen. Ungeflüm warf sie sich an die Brust des Grafen, und rief wie ganz aufgelöst in schmerzlicher Wonne: „O Törny! Dein Kind, Deinen Sohn hast Du verstoßen, um den zu retten, der unter diesem Herzen lag! — Aber ich bringe ihn Dir wieder, den Verlorenen! — O Törny, wir gebären nicht mehr der Erde an, kein irdischer Gram hat hinfort Macht über uns! — Laß uns die Ruhe, die Seligkeit des Himmels genießen! — Ueber uns schwebt sein verfühnter Geist! — Doch was vergaß ich! — Sie harret, sie harret, die selige Braut!“

Damit ging die Fürstin in ein Nebenzimmer und kam zurück mit der bräutlich geschmückten Natalie. Keines Wortes mächtig, hatten sich bis jetzt die Jünglinge angestarrt mit Blicken, in denen sich ein unheimliches Grauen abspiegelte. In dem Augenblicke, als die Jünglinge Natalien erblickten, schien ein zündender Blitzstrahl sie zu beleben; mit dem lauten Ausruf: „Natalie!“ stürzten sie beide los auf das holde Engelskind. Aber auch Natalien faßte tiefes Entsetzen, als sie die beiden Jünglinge gewahrte, ein Doppeltbild des Geliebten, den sie im Herzen getragen.

„Da!“ rief nun wild der Junge Törny, „ha! Fürst, bist Du, Du der Hölle entstiegener Doppeltgänger, der mir mein Ich gestohlen, der mir Natalien zu rauben, der mir das Leben aus der zerfleischten Brust zu reißen trachtet? — Eitler, wahnsinniger Gedanke! Sie ist mein, mein!“

Darauf der junge Fürst: „Was drängst Du Dich in mein Ich? — Was habe ich mit Dir zu schaffen, daß Du mich läßt mit meinem Antlitze, mit meiner Gestalt! — Fort! hinweg — mein ist Natalie!“

„Entscheide Natalie!“ schrie nun Törny, „sprich — schwurst Du nicht Treue mir tausendmal in jenen seligen Stunden, als ich Dich malte, als“ — „ha,“ unterbrach ihn der Fürst, „gedenke jener Stunde in dem verfallenen Schlosse, als Du mir folgen wolltest!“ — und nun riefen beide wild durch einander: „Entscheide, Natalie, entscheide,“ und dann einer wieder zum andern: „Laß sehen, wem es gelingt, sich den Doppeltgänger vom Halse zu schaffen — bluten, bluten sollst Du, bist Du kein satanisches Trugbild der Hölle!“

Da rief Natalie im Jammerton trostloser Verzweiflung: „Gerechter Gott! wer ist es, wer von beiden, den ich liebe! — Ist dieß Herz gespalten und kann doch leben? — Gerechter Gott — laß mich sterben, sterben in diesem Augenblicke!“ — Thränen ersickten ihre Stimme — Dann beugte sie das Haupt, hielt beide Hände vor's Gesicht, es war, als ob sie hinein schauen wollte in ihre eigne innerste Brust. Dann sank sie nieder auf



die Knie, erhob den thränenschweren Blick, die gefalteten Hände, wie brünstig betend und sprach leise, mit dem Ton der innigsten bergdurchbohrendsten Behmuth: „Entsaget!“

„Es ist,“ sprach die Fürstin mit verklärter Begeisterung, „es ist der Engel des ewigen Lichts selbst, der zu Euch spricht.“

Noch starrten sich die Jünglinge an, wilde Stammen im Blick — da quoll plötzlich ein Thränenstrom ihnen aus den Augen, sie fielen sich in die Arme, sie drückten sich an die Brust, sie stammelten: „Ja! — entsagen — entsagen — vergib — vergiebt mir, Bruder!“ — dann der Fürst zum jungen Törny: „Um meinethwillen verfließ Dich der Vater — um meinethwillen hast Du gelitten — ja ich entsage!“ — Dann der junge Törny zum Fürsten: „Was ist meine Entsagung gegen die Deine! — Ja Du, Du warst es, Du der Fürst des Landes, dem die Prinzessin bestimmt.“

„Habe Dank,“ rief Natalie, „habe Dank, o ewige Macht des Himmels, es ist vorüber!“ — Dann drückte sie den Abschiedskuß auf die Stirne beider Jünglinge, und entfernte sich wankend auf der Fürstin Arm gesüßt!

„Ich verliere Dich auf's neue,“ sprach der Graf von Törny mit tiefem Schmerz, als der Sohn fort wollte. „Vater,“ rief dieser, „Vater, laß mir Zeit, laß mir Freiheit, daß ich nicht untergehe, daß dieses zerrissene Herz gesunde!“ — Damit umarmte er schweigend nochmals den Fürsten, den Vater und eilte schnell davon.

Natalie begab sich in ein weit entferntes Fräuleinstift, dessen Abtissin sie wurde. Die Fürstin, in ihren letzten Hoffnungen getäuscht, ließ das Gränzschloß, in dem sie sonst gefangen, bequem einrichten und wählte es zu ihrem einsamen Aufenthalt. Graf Törny blieb bei dem Fürsten. Beide sahen es gern, daß Fürst Isidor wieder außer Landes gegangen.

Ganz Hohenfluh war berauscht in Jubel und Freude. Die Tischlerkunst, unterstützt von würdigen Zimmerleuten, kletterte an der stattlichen Ehrenpforte, jede Gefähr verhöhrend, hin und her, und klopfte und hämmerte rüstig darauf los, während die Maler, jeden Augenblick des Losreichens gewärtig, in den Farbtopfen rührten, und die Gärtnerbursche unabsehbare Kränze flochten von Lorüs und buntleuchtenden Blumen. Die Waisenknaben

standen schon in die Sonntagskleider gepreßt auf dem Markt, die Schuljugend plärrte: „Heil Dir im Siegerskranz,“ als Vorübung, dazwischen schrie dann und wann eine Trompete, wie die Heiserkeit austräuspernd, und der ganze Mädchenstolz gutdenkender Bürger prunkte in neugewaschenen Kleidern, während Bürgermeister Linschen allein in weißen knisternden Atlas angethan, Schweißtropfen vergoß, da der junge Candidat, der zu Hohenfluh der Dichter von Profession, nicht nachließ, über die in Versen abgefaßte Anrede an den Fürsten einzupfeifen und dabei keinen einzigen deklamatorischen Effekt vernachlässigt haben wollte.

Arm in Arm gingen die beiden versöhnten Väter zum goldenen Bock und zum silbernen Lamm die Straße auf und ab, beide sich sonnend in dem Gedanken, daß sie den gnädigsten Landesherren bewirthe, beide begierig hinausschauend zu dem gewaltigen: „Vivat Princeps!“ das eben über ihren Hausthüren eingestürzt wurde, um Abends bei der Illumination mächtig zu flammen. — Man erwartete den Fürsten in wenigen Stunden.

In Reisekleidern, Reisebündel und Mappe auf dem Rücken, schlich der Maler Georg Haberland kein anderer wollte der Junge Graf Törny zur Zeit sein) durch das Neuborfer Thor. — „Ha,“ rief ihm Berthold entgegen, „herrlich getroffen! — Glück auf, Bruder Georg!“ — Ich weiß alles! — Gott sey gedankt, daß Du kein regierender Fürst bist, da wäre freilich alles vorbei gewesen. Aus dem Grafen mache ich mir ganz und gar nichts, denn ich weiß, Du bist und bleibst Künstler. Und die, die Du liebst? — Sie ist kein irdisches Wesen, sie lebt nicht auf der Erde, aber in Dir selbst als heiliges reines Ideal Deiner Kunst, das Dich entzündet, das aus Deinen Werken die Liebe aushaucht, die über den Sternen thront.“

„Ha Bruder Berthold,“ rief Georg, indem seine Augen aufstrahlten in himmlischem Feuer, „ha Bruder Berthold, Du hast Recht, sie — sie selbst ist die Kunst, in der mein ganzes Wesen athmet. — Nichts habe ich verloren, und will mich, abgesehen vom himmlischen, irdischer Schmerz erfassen, mich niederbeugen — Du — Dein unwandelbar heitres Gemüth —“

Freundes Trost, Balsam den Wunden,  
Ist noch nicht für mich verhallt!“

Die Jünglinge zogen weiter fort über die Berge! —

## Die Räuber.

Abentheuer zweier Freunde auf einem Schlosse in Böhmen.

Zwei junge Leute, mögen sie Hartmann und Willibald genannt werden, hatte von Kindheit auf ein gleicher Sinn verbunden. Beide in Berlin hausend, pflegten, von jugendlicher Lebenslust beseelt, jedes Jahr wenigstens auf kurze Zeit dem drückenden Dienstgeschäfte, das sie belästete, zu entfliehen und gemeinschaftlich irgend eine Reise zu unternehmen. Wie es den Norddeutschen überhaupt eigen, sehnten sie sich stets nach dem Süden, und so hatten sie schon das südlüche Deutschland in man-

chen Richtungen durchstrichen, die herrliche Rheinthat gemacht, und die vorzüglichsten Städte gesehen. Dabemal war es ihnen aber gelungen, das Dienstloch abzuschütteln auf längere Zeit als gewöhnlich, und nun sollte der Plan ausgeführt werden, mit dem sie sich längst herumgetragen. Italienische Luft wollten sie einatmen, wenigstens bis Mailand vorbringen. Sie wählten den Weg über Dresden, Prag und Wien nach dem Wunderlande, dessen Erscheinung so mancher im träumenden